

Wissenschaftliche Beihfte  
zur  
Beitschrift  
des  
Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Vierte Reihe. Heft 29

Ausgegeben im Juli 1907

Inhalt

	Seite
Leibniz und die deutsche Sprache. Von Paul Pietsch Einführung . . . . .	265
I. Leibnizens Abhandlung über die beste Vortragsweise des Philosophen . . . . .	283
II. Ermahnung an die Deutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer Deutsch gefürmten Gesellschaft . . . . .	290

Berlin  
Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins  
(F. Berggolt)

1907



## Leibniz und die deutsche Sprache.

Von Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin.

Von Leibnizens Bemühungen um die Pflege der Deutschen Sprache und seinen Schlußschriften für diese ist auch in der Zeitschrift unseres Sprachvereins schon vielfach die Rede gewesen<sup>1)</sup> und Ludwig Keller hat bei der 6. Hauptversammlung in Hannover (1891) eine Festsrede über »Leibniz und die deutsche Sprache« gehalten, die in unserer Zeitschrift 1891, 121 ff. und dann auch in den Monatsheften der Gnomonik-Gesellschaft 12 (1903), S. 141 ff. etwas umgestaltet gedruckt worden ist. Aber abgesehen von dem letztgenannten Vortrage sind es meist nur kurze Angaben und Hinweise und nirgends ist der Text der uns angehenden Leibnizischen Schriften ganz oder auch nur in umfangreicheren Auszüge mitgeteilt worden, nur von den »Unvorgreiflichen Gedanken« findet sich 1891, 81 ff. eine kurze Inhaltsangabe.

Die späteren Verurteilungen auf Leibniz sind gerade in der Frühzeit des Sprachvereins ganz natürlich: dem jungen Sprachverein mußte ein Mann von der unangesehnten hohen geistigen Bedeutung Leibnizens als Schutzpatron und Stütze für die Beglaubigung seiner eigenen Daseinsberechtigung willkommen sein; läuft doch nicht allein die »Ermahnung an die Deutsche«, sondern auch die ursprüngliche Fassung der »Unvorgreiflichen Gedanken« auf die Gründung einer »Leutschnigen Gesellschaft« hinaus, wie eine solche zu sein und immer mehr zu werden der junge Sprachverein bestrebt sein wollte.

Ist nun auch allmählich das äußere Bedürfnis, den Geist Leibnizens zu beschwören, für den herangewachsenen und erstarrten Sprachverein geringer geworden, weil er nun schon aus sich selbst, aus seinem bald 25 jährigen Dasein, aus den Zielen, die er verfolgt, und aus dem was er leistet, wie aus der Anerkennung, die er gefunden, das sichere Gefühl seiner Daseinsberechtigung schöpfen darf — so bleiben doch innere Gründe genug, welche uns veranlassen können, den Blick einmal fester und eindringlicher auf Leibniz zu lenken als es bisher von unserer Seite geschehen ist.

Leibniz hat durch sein Beispiel bewiesen, daß die so oft gegen die Teilnahme an nationalen Bestrebungen eingewendete »Unverträglichkeit des Geistes« keinerlei Hindernis ist, fest auf dem Boden des deutschen Vaterlandes zu stehen. Daß ein solcher in die Schranken der Nation nicht gebannt, die Menschheit und die Welt umfassender und dadurch auf das Weltbürgerium hingewiesener Geist diesem nicht verfällt, sondern ein starkes nationales Selbstgefühl dauernd hegt und hebt — gerade das darf uns als ein Beweis vor anderen gelten, daß echte deutsche Vaterlandsliebe nicht auf dem losen Flugland »chauvinistischer« Empfindungen und nationalen Dünkeis

Von »Leibniz und die deutsche Sprache« ist Einleitung und I als Festschrift zur 15. Hauptversammlung des N. D. Sprachvereins (Pflingsten 1907) in 200 Abzügen gedruckt worden. Mit einigen Änderungen erscheinen diese nun hier vermehrt um II.

Den Schluß von »Leibniz und die deutsche Sprache«, nämlich

### III. Unvorgreifliche Gedanken,

und Anmerkungen zu I. II. III

werden die Beistehe später bringen.

1) Vgl. Zeitschr. 1886, 57; 1887, 117; 1888, 2 ff.; 15; 121; 1889, 98; 1891, 81 ff.; 181; 190; 1895, 168; 1896, 104; 1899, 251 ff. u. ö. Beistehe I. Reihe S. 53; 2. Reihe S. 123. 134; 3. Reihe S. 163. 167. 323.

nicht, sondern wohlbegründet und festverankert ist in der Erkenntnis der großen Ziele, denen unser Volk zugehört, und der weltgeschichtlichen Aufgaben, die gerade ihm gestellt waren und auch wohl noch — so ahnen wir — gestellt sind. Wie Leibniz hat es auch andern großen deutschen Denkern — ich nenne nur Fichte — an einem sicher in sich selbst ruhenden Nationalbewußtsein nicht gefehlt, doch kaum ein anderer hat alle Gebiete deutschen Lebens in dem Maße und mit so tätiger Regsamkeit umfaßt wie er. »Nirgends aber«, sagte Moritz Haupt in seiner Leibnizrede (1861), »tritt der vaterländische Sinn des großen Mannes uns leuchtender entgegen als in dem was er gewonnen und vorbereitet hat, damit die deutsche Sprache und mit ihr der deutsche Geist sich hebe«.

Wie bekannt ist Leibniz der »Ahnherr« der preussischen Akademie der Wissenschaften geworden; aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß Leibniz, so er heute zur deutschen Erde hernüßte, eine anwachsende Verfeinerung dessen, was ihm bei der geplanten »Leutschgeheimten Gesellschaft« vorschwebte, viel eher in den Zielen und Zwecken des A. Deutschen Sprachvereins anerkennen würde als in denen der preussischen oder einer anderen deutschen Akademie der Wissenschaften. Man darf das sagen, ohne den Akademien zu nahe zu treten. Denn die preussische hat ja Leibniz als rein naturwissenschaftliche geplant und seit dem 18. Jahrh. sind die Akademien überhaupt aus Anstalten für praktische Zwecke immer mehr zu Pflegestätten der reinen Wissenschaft, d. h. der sich selbst genügenden, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lebens und der Nation betriebenen Wissenschaft geworden. Dies bezeugt ein hervorragender Akademiker, H. Pietsch, der auch urteilt, daß das 19. Jahrhundert »diele rein akademische Auffassung der Akademie zur vollen Entwicklung, ja vielleicht Überpannung getrieben habe« (Die Kultur d. Gegenwart herausg. v. Hinneberg I, 1907, S. 622). Schon Jacob Grimm bezeichnet in seiner 1849 gehaltenen Rede »über Schule, Universität, Akademie« (Kleine Schr. I, 247) als Aufgabe der Akademien, »wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten«, er erwöhnt nichts von besonderen Pflichten der Akademien gegen die Wissenschaft vom eignen Volke, von der er für seine Person in einem Briefe an Savigny bekannt hat, daß sie »unser die würdige und heiligsame und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen sei«. »Auf das Vaterland sind wir von Natur angewiesen und nichts anderes vermögen wir mit unsern angeborenen Gaben in solchem Maße und so sicher begreifen zu lernen«. Das ist ganz im Sinne Leibnizens gesprochen, und wie dieser nicht in den Verdacht der Öteringschätzung irgend welcher Wissenschaft kommen kann, so hat es auch S. Grimm fern gelegen, die Wissenschaft, die ihre Gegenstände außerhalb des Vaterlandes sucht und findet, in ihrem Werte herabsetzen zu wollen. Aber völlig ausschließend muß doch das akademische Ideal der »reinen Wissenschaft« (welchen Ausdruck er noch nicht braucht) schon 1849 geberricht haben, wenn S. Grimm nun der vaterländischen Wissenschaft nicht einmal erwähnte.

Bei ihrer Zuhelfer im Jahre 1900 hat S. Maj. der Kaiser die Berliner Akademie mit der deutsch national gemeinen Stiftung dreier neuen Stellen »vorzugsweise für deutsche Sprachforschung« beschenkt. Es ist keine Frage, daß diese Tat des kaiserlichen Schirmherrn die Herrschaft des akademischen Ideals der »reinen Wissenschaft« zu Gunsten nationaler wissenschaftlicher Ziele einzuschränken geeignet ist. Es ist, wie der Sekretar der Akademie S. Wahlen am Leibniztage es ausdrückte, »mit bestem Willen ein Punkt erschant, an dem die Spannkraft der Akademie eine zeitgemäße Steigerung ersehne und verrüge und eine lebendigere Wechselwirkung mit den Bedürfnissen des Lebens und der Nation erzielt werden könne« (Sitzungsber. 1902, S. 798.) Die Akademie will die »deutsche Sprachwissenschaft als

die Wissenschaft vom deutschen Leben fassen, welche die Aufgabe hat, die Lebensäußerungen unseres Volksgesistes in Sprache, Literatur, in Glauben, Recht und Sitte darzustellen« und sie hat zur Ausföhrung dieses Programmes eine »deutsche Kommission« eingesetzt (Sitzungsber. 1905, S. 694). Darauf und freudig durfte diese Erklärung begrüßt werden, mit der die Wissenschaft vom deutschen Volke als solche ihren feierlichen Einzug in die akademischen Hallen hielt. Doch erst die Zukunft kann zeigen, ob damit eine Entwicklung der Akademie in der Richtung der Leibnizschen »Leutschgeheimten Gesellschaft« angebahnt ist, d. h. zu einer wissenschaftlichen Körper-schaft hin, die in den Vordergrund ihrer sammelnden und sichtenenden, klarenden und betrefsenden, und solche, deren Lösung dem deutschen Leben der Gegenwart Förderung verpricht. — Für die eigentliche deutsche Sprachforschung ist vorrhand wenig zu erwarten. In der »deutschen Kommission« sitzen bedeutende und hervorragende Gelehrte, aber als ordentliches Mitglied bis jetzt keiner, dessen wesentliche Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung liegen. Und bisher hat die deutsche Kommission nur Unternehmungen begonnen, die, so wichtig und wertvoll sie an sich sind, zur Erforschung der deutschen Sprache nur in loser Beziehung stehen; die Lösung der großen Aufgaben der deutschen Sprachforschung soll einem zukünftigen »Akademischen Institut für deutsche Sprache« vorbehalten bleiben.

Das eben Gesagte wird ohne weiteres einleuchten, wenn wir uns Leibnizens Pläne etwas genauer ansehen. Als Namen seiner beabsichtigten Gründung finden wir »Leutschgeheimte Gesellschaft« (in der »Ermahnung«), »Leutschliebende Genossenschaft« (in einem unten S. 291 besprochenen Schriftstück), »Leutschgeheimter Orden« (in der Handschrift der »Unvorgreiflichen Bedanken«), in dem 1717 von Erard bezüglichen Texte ist diese Bezeichnung durch andere allgemeinere ersetzt oder ganz beseitigt. »Leutschgeheimte Genossenschaft« hatte Witsipp v. Zelen schon 1643 den von ihm gegründeten Verein genannt; die Form »Genossenschaft«, die (für die ältere genossenschaft) Zelen zuerst gebraucht, läßt erkennen, daß Leibniz der Zelen'sche Vereinsname vorgezogen, und vielleicht zur Unterscheidung von diesem letzte er für Genossenschaft: Gesellschaft (Orden) und wo er Genossenschaft beibehielt, für Leutschgeheimt: Leutschliebend. Ob aber das eine oder das andre, deutsch wird durch diese Bezeichnung schon, daß vaterländische Absichten leitend sind. Als »Zweck« bezeichnet er denn auch in dem S. 291 besprochenen Schriftstück und als »Hauptabsichten« in den »Unvorgreiflichen Bedanken« Abs. 31 »den gemeinen Nutzen« (den Zelen) des vaterländischen Genossenschaft (Orden)« (vgl. auch die Eingangsworte u. S. 713 f. der »Ermahnung«). Als eine Aufgabe neben anderen erscheint in dem eben erwähnten Schriftstück die Pflege der deutschen Sprache, während sie in der Ermahnung (S. 714 ff.) und noch deutlicher in den »Unvorgreiflichen Bedanken« alls in im Vordergrund steht. Denn hier heißt es Abs. 31: »Der besondere Zweck alls in dem Vornehmnen (object) dieser Anstalt wäre auf die deutsche Sprache zu richten, wie nehmlichen solche zu verbessern, auszukütern und zu untersuchen«. Über das erstrebte Ziel hat sich Leibniz näher ausgesprochen. »Ob es zwar von der Gesellschaft nicht entfernt, so geht es doch eben die alle in nicht an, deren Profession ist, gelehrt geachtet zu werden, nicht die so da ihre angehende Studien fortsetzen, sondern alle . . . die bey ihren Amts- und Berufsgeschäften sich nützlich erweisen wollen« (Erm. S. 237 ff.) Nach dem S. 291 besprochenen Schriftstück soll der Zweck erreicht werden durch Vereinigung von Leuten, »welche vor allen Dingen den gutthen wissen, das ist ein recht Patriotisches absehen und dabeneben gnugsames

vermögen, das ist leicht, ansetzen oder mittel, und wo nicht dieses alles, doch eins davon haben«. Und schließlich »Urvortreffliche Gedanken« Abf. 115 (dieser steht nur in der Handschrift, vgl. Schmarow, Leibniz und Schottelius 1877, S. 80) verlangt L., daß »einige hohe Personen auch Vornehme Staatsbedienten und sonst an geistl. Gelehrsamkeit und guten Gaben ausübende und hierin wohlgeleitete Leute in ein Verständnis diesfalls treten mögten«.

Aus diesen Äußerungen dürfen wir als sicher entnehmen, daß Leibniz nicht einen Verein von Gelehrten zum Betrieb der Wissenschaften und der deutschen Sprachwissenschaft im besonderen gründen wollte, sondern daß er eine Vereinigung im Auge hatte, gebildet aus Männern<sup>1)</sup> aller Stände, die Verständnis und Herz haben für das, was dem deutschen Vaterlande und der deutschen Sprache insbesondere nützt, die auch bereit sind, nach ihrem Vermögen (Gelehrsamkeit und Bildung, gesellschaftliche Stellung und Geldmittel) für die Ziele der Vereinigung zu wirken. Diese Ziele aber sind Erweiterung des Geltungsbereichs der deutschen Sprache: sie soll Sprache der Wissenschaft und der Bildung werden. Ferner »Verbesserung und Auszierung« oder wie wir heute sagen würden, Erhebung der Schriftsprache zu einem vollkommeneren, jedem Bedürfnis genügenden Mittel des Ausdrucks. Davon verspricht sich Leibniz Ausbreitung und Vertiefung der geistigen Bildung (»Die Sprache ist gleichsam ein heller Spiegel des Verstandes« Erm. 490 ff.) und damit Erhöhung der Wohlfaht des deutschen Volkes (Erm. 734 ff.). Nicht zuletzt aber sucht Leibniz auch das Nationalbewußtsein zu wecken und zu kräftigen. Diesem Zwecke dient die Einleitung der Erm. (45 ff.). »Besser ein Original von einem Teutischen als eine Copie von einem Franzosen seyn« (Erm. 667) ruft er seinen Landsleuten zu, und »Andere mügen besser schwätzen, besser singen, bessere Werke machen, keine Nation hat die Teutschen in Erkenntnis der Natur und Proben der thätigen Kunst übertroffen« (in dem S. 291 behandelten Schriftstück).

Leibniz wird nicht müde, die natürlichen Anlagen der deutschen Sprache und ihre angeborenen Vorzüge vor andern Sprachen ins Licht zu stellen. Schon in der Abh. II. d. beste Vortragsweise des Philosophen (I) spricht er die Überzeugung aus, daß unsere Sprache ein Probierstein für den Gedanken sei; was sich in gutem Deutsch sagen läßt, daran ist etwas; wo die deutsche Sprache ganz verfehlt, da ist es auch mit dem Gedanken schlecht bestellt. Damit verwirft Leibniz auch die unnötige Fremdwörterei, er will zwar in Ansehung der Sprache kein »Puritaner«, kein »Reindüntler« sein, aber der durch die Einnengung von »erbärmlichem Französischen« entsetzende Mächtigkeit droht »die deutsche Sprache zu verstimmen und zu verderben«. Und es wäre »ewig Schande und Schmach«, wenn »unsre Haupt- und Hebelnrede« so zugrunde gehen sollte. »Verlust der Freiheit« und »fremdes Joch« würden auch in Deutschland die Folgen des Verlustes der eigenen Sprache sein (Unv. Gedanken, Abf. 16—22).

Stellen wir nun diesen Zielen und Zwecken Leibnizens die des heutigen Allgemeinen deutschen Sprachvereins gegenüber, so kann die nahe Verwandtschaft bis ins einzelne nicht entgehen. Denn so lautet seine Satzung I: Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat sich die Aufgabe gestellt:

Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Nützlichkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben,

1) vielleicht auch Frauen, die ja Zeien schon zu seiner »Teutischgeleiteten Gesellschaft« zugelassen hatte, vgl. Ermahnung B. 248 ff., 292, 377, 735.

ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein zu kräftigen.

Hört sich das nicht an wie eine Zusammenfassung dessen, was Leibniz wollte? Und doch besteht eine unmittelbare Abhängigkeit dieser Satzung von den Forderungen Leibnizens nicht, sondern beide sind als Niederschläge der Erwägungen anzufassen, welche ein verkündiger Nationalismus naturgemäß über das ansetzt, was der deutschen Sprache nützt. Wenigstens hat S. Kiegel nirgends, so viel ich sehe, an Leibniz ausdrücklich angeknüpft.

Es darf dabei aber nicht übersehen werden, daß bei aller Verwandtschaft der Ziele doch die einzelnen Aufgaben, welche sich für Leibniz aus diesen ergaben, keineswegs dieselben sind wie die, welche sich der Allgemeine Deutsche Sprachverein stellen muß. Es liegen zwischen den Bemühungen Leibnizens und unserer heutigen zweihundert Jahre, in denen mit allen anderen Verhältnissen auch die Weltung und Lage der deutschen Sprache eine ganz andere geworden ist. Darum muß auch das, was heute zur Pflege und Förderung unserer Muttersprache gesehen kann, von anderer Art sein.

Die Wissenschaft des 17. Jahrh. redete wie die der vorhergegangenen Jahrhunderte lateinisch in den Büchern, auf den Universitäten und im wissenschaftlichen auch in der Schulen. Hier hatte Melancthon über Luther gesagt: die in der Zeit der Reformation entstandene deutsche Volksschule hatte sich neben der lateinischen Lehrerschule nicht behaupten können. Von Versuchen, die lateinische Gelehrtensprache durch die deutsche zu ersetzen, hatte es zumal in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. nicht gefehlt; Namen wie Joh. Aventin, Seb. Brand, Seb. Münster, sowie Theophrast von Hohenheim (Paracelsus) beweisen dies ausreißend. Auch in der Folgezeit war noch manches wissenschaftliche Dinge behandelnde Buch in deutscher Sprache geschrieben worden, wenige jedoch von Bedeutung und Einfluß. Aber erschlüßert wurde die Lateinherrschaft doch etwas; die Überzeugung, daß die Wissenschaft an keine Sprache gebunden sei, wird im 17. Jahrh. öfter, mit besonderem Nachdruck von den Gießener Professoren Jungius und Helvicus ausgesprochen. Aber mit der Zeit bewährten sie ihre Überzeugung nicht, oder wo sie es versuchten, hinkte ihr Deutsch meist an den lateinischen Kritiken einher. Die Neigung zum Beharren in einem Zustande, der, weil er immer derselbe gewesen, auch als ewig und vernünftig angesehen wird, war hinsichtlich des Gebrauchs der lateinischen Sprache in der Wissenschaft zu Leibnizens Zeit noch herrschend. Jedem, der damals über die deutsche Sprache und ihren Zustand nachdachte, mußte sich die Notwendigkeit aufdrängen, daß vor allem der deutschen Sprache freie Bahn geschaffen und der Zutritt zu allen Bereichen des Schrifttums geöffnet werden müsse. Das erkannte auch Leibniz. Aber worüber vorher keiner ernstlicher nachgedacht hatte, war die Frage: eignet sich das Deutsche überhaupt zur Sprache der Wissenschaft und wenn dieses nicht ohne weiteres der Fall sein sollte, was hat zu geschehen, um sie geeignet zu machen? Diese Fragen hat Leibniz schon als Jüngling von 24 Jahren in der Abhandlung über die beste Vortragsweise des Philosophen (1670) mit Entschiedenheit und Kühnheit dahin beantwortet, daß die deutsche Sprache nach ihrer Uranlage vor allen andern Sprachen, die lateinische eingeschlossen, sich für den philosophischen Ausdruck eigne, sie sei wie keine andere befähigt, echte Gedanken von unechten zu scheiden; nur müsse man sich bemühen, ihre Schätze zu heben und für die Schriftsprache zu verwerten. Auch in der etwa 10 Jahre späteren »Ermahnung an die Teutische« steht der Kampf gegen die Herrschaft des Lateins noch mit im

Vordergrunde, aber Leibniz richtet hier auch schon den Blick über die Sprache der Wissenschaft hinaus auf das Ganze der deutschen Schriftsprache.

Im Kampfe gegen die Lateinherrschaft hat die weitere Entwicklung der Dinge Leibniz sehr bald recht gegeben. Schon sein Schüler und der Verkünder seiner Philosophie, Christian Wolff, schrieb seine philosophischen Werke überwiegend in deutscher Sprache. Wie stark aber zunächst der Widerstand war, zeigt recht augenfällig diese Tatsache: Leibniz hat wohl in keinem seiner zahlreichen Entwürfe zur Gründung vaterländischer Gesellschaften unterlassen, den Gebrauch der deutschen Sprache in deren Berathungen vorzuziehen, aber die Unter seiner wesentlichen Mitwirkung gegründete preussische »Societät der Sciences« beharrte beim Latein.

Den Kampf gegen das Latein als Vortragssprache der Universitäten hatte Chr. Thomafius durch eine deutsch angelegte und deutsch gehaltene Vorlesung (10. Nov. 1687) in Leipzig aufgenommen, er hatte zunächst starke Gegnerschaft, aber auch manche wenigstens theoretische Unterstützung gefunden. Dreißig Jahre später (1717) konnte er als Erfolg verzeichnen, daß man in Halle und auf den anderen protestantischen Universitäten »angefangen habe publice und privatim in Teutscher Sprache zu lesen« (Beihfte 2. Heft, S. 109). Gegen Ende des 18. Jahrh. halten nur noch einige katholische Universitäten Österreichs an der lateinischen Vortragssprache fest; aber z. B. in Würzburg wurde schon 1734 der Mathematik die deutsche Sprache ausdrücklich zugestanden (ebd. S. 112).

Wir haben keine Veranlassung, auf den Verlauf dieser Umnäherung näher einzugehen, und es sei daher nur ausgesprochen, daß die deutsche Sprache langsam aber doch stetig auf allen ihr so lange verchristeten Gebieten vorgezogen ist, und nur kümmerliche Reste der Lateinherrschaft haben sich bis in unsere Tage auf den Universitäten erhalten, von denen auch einer nach dem andern leise abbröckelt. Eine »Teutschesinnige Gesellschaft« braucht heute nach dieser Seite Bemühungen nicht mehr aufzuwenden, sondern darf sich begnügen, die einzelnen Tatsachen dieser Abbröckelung festzustellen: das Bedauern, mit dem 1899 in der Berliner Akademie die Umnöglichkeit der Zurückführung des Lateins in die Wissenschaft festgestellt wurde (Sitzungsber. 1899, S. 600f.), dürfte keinen starken Widerhall gefunden haben. Die Akademie selbst hat ja nach Überwindung ihrer lateinischen und französischen Zeit nun schon seit einem Jahrhundert die Muttersprache in ihre Rechte eingeleitet.

Leibniz blieb, wie schon angedeutet, nicht dabei stehen, das Latein als Sprache der Wissenschaft zu verwerten und zu bekämpfen (was schon andere vor ihm getan), sondern er befaßte sich auch ernstlich mit der Frage: wie kann die deutsche Sprache befähigt werden, als genügender Ersatz an Stelle des Lateins zu treten? Mit andern Worten, wie können der deutschen Schriftsprache die Eigenschaften gewonnen werden, welche nötig sind, um weitergehenden Ansprüchen der gelehrten und gebildeten Deutschen zu genügen, ihr einen ausfüllenden Wettbewerb mit dem Latein sowie den lebenden Sprachen, besonders der französischen zu ermöglichen und dadurch die Geistesbildung in Deutschland zu vertiefen und allgemeiner zu verbreiten.

Daß die deutsche Schriftsprache in ihrem damaligen Zustande weder das eine noch das andere vermochte, war ihm nicht zweifelhaft. Die Prosa hatte »die frische Kraft der Rede Luthers und der ihm nachstreifenden Schriftsteller« eingebüßt und »benegte sich in schmerzlichen gepreizten Schritten« (M. Haupt). Sie war überdies mit Fremdwörtern sehr stark durchsetzt. Daneben stand die deutsche Poesie etwas steifeln in den ihr von Opitz verliehenen Formen; schritt sie auch leichter einher als die Prosa, so ließ sie doch rechte Gleichmässigkeit noch sehr vermissen. Leibniz war der Meinung (Erm. 408 ff.), die Missetände der deutschen Sprache

seien so hoch gestiegen, daß sie sich nicht mehr »mit Reimen und Quischriften, wie wohl sie auch gelehrt, übermeistern« ließen. Wie man eine Feder nicht so weit werfen könne, wie einen Stein, so könne auch der herrlichste Verstand mit seinen Waffen nicht genugsam ausrichten«. Bisher hätten aber die meisten »so sich die Ehre der teutschen Sprache angetan seyn lassen, der Poëterey vornehmlich nachgehängt« und selten etwas deutsch geschrieben »so einen Kern in sich habe«. Man dürfe auf Besserung erst hoffen, »wenn wir unsre Sprache in den Wissen-schaften und Haupt-materien selbstn üben«; »unser Teutsche garten muß nicht nur anlockende Litten und Rosen, sondern auch süße äpfel und gesunde kräuter haben«. Gene seien schnell vergänglich, diese hätten längere Dauer. Darin, daß sie sich nur mit der Dichtung, nicht auch mit der ernsthaften Prosa befaßt, hätten es die Vorgänger z. B. die Fruchtbringende Gesellschaft versehen, und darum wären ihre Bemühungen erfolglos geblieben. Dennoch sei man ihnen Dank schuldig — es läßt sich eben nicht alles auf einmal vollbringen — man dürfe auch nicht an der Möglichkeit der Besserung verzweifeln, sondern nachdem man den Grund der bisherigen Erfolglosigkeit erkannt, solle man das Zweckentsprechende tun — Gesehr sei im Verzage: nie habe man in Deutschlaud undeutscher und ungeremter geredet als gegenwärtig. — Es war also Leibniz um die Erhebung der deutschen Schriftsprache aus ihrem damaligen Tiefstand zu tun. Er mußte, daß dieser nur ein Herabinken von früherer Höhe und darum auch nicht, weil etwa in einem angeborenen Mangel der deutschen Sprache begründet, unänderlich sei. Erm. 542 ff. führt er das näher aus. Er kenne Bücher eines »guthen christlichen alten Teutschen«, der ein schlachter Mann gewesen sei, in denen wäre »alles so deutlich und nachdrücklich und dabei so rein und so natürlich gestellet, daß er oft gezeuget, ob er es ihm hätte nachtun können. Er halte es auch für unmöglich, die Bibel »zierlicher zu dolmetschen als wir sie in Teutsch haben«. Unsere Vorfahren haben »ganze Solkanten mit reinem Teutsch gefüllt«. In den Reichstagsabschieden sei der Unterschied der güldenen und der eisernen Zeit (d. h. der Zeit vor und nach dem 30jährigen Kriege) deutlich zu spüren, seit dem Kriege hat auch die deutsche Sprache »die Zeichen unser angehenen Dienfbarkeit tragen müssen«. — Leibniz vergleicht dann die Handhabung der Muttersprache in Frankreich und in Deutschlaud. Wollte einer so französisch schreiben wie oft deutsch geschrieben werde, so fände er nicht einmal den Beifall der Frauen, man würde ihn auslachen. Es sei ein Irrtum zu meinen, es komme nur auf »die ausmußterung ausländischer Wörter« an, das scheine ihm das geringste, vielmehr mangle es an »der eigentlichen Deutlichkeit, der selbstwähligeren Zierde und summa der ganzen Einrichtung der Rede«; man siche ausländische »redarthen« ein, die Sätze zerfellen, man füge sie »unschicklich« zusammen. Daß dies in Frankreich besser als bei uns, komme daher, weil man dort von Jugend auf »nicht nur sowohl zierliche als auch nachdenkliche Bücher lese« und man in Gesellschaft sich nicht wie bei uns »mit abgeschwackten Possen«, sondern »mit annehmlichen gedanken« befaße, die durchs lesen entstünden sind. In den Umworg. Ges. geht Leibniz auf die Frage der Fremdwörter näher ein und behandelte sie durchaus verständig und maßvoll; den Ernst der Anwesenheit verkennt er so wenig, daß er seine Ausführungen hier meist unter den Gesichtspunkt der Sprachreinheit stellt. Hier kommt er (Mbl. 29) auch zu einem etwas günstigeren Urteil über den bestehenden Zustand. Es gäbe schon einige, »die sehr gut Teutsch schreiben und so wohl rein als nachdrücklich zu geben wissen was sonst schwer und in unsrer Sprache wenig getrieben«. Er erwünscht auch ein Vergleichnis deutscher wissenschaftlicher Schriften und findet »in Staatschriften leßiger Teutscher« hoffnungsvolle Anlässe zu einer Besserung. »Die Sache sei von etnem

großen Begriff« d. h. hochwichtig, darum müßten alle diese Bestrebungen zusammengefaßt und ergänzt werden »durch Errichtung eines Teutischgeheimen Ordens«, wie es in der Handchrift, »mittelsst einer gewissen Versammlung oder Vereinigung«, wie es im Druck der Univ. Ged. heißt. Und zwar genüge nicht eine »privat Anstalt«, sondern »ein hocherleuchtetes, vornehmtes Haupt« müsse die Anregung geben, und »mit gemeinem Rath und gutem Verständnis« müsse es in Angriff genommen werden, die deutsche Sprache »zu verbessern und zu untersuchen«.

Kaissen wir zusammen, so wollte also Leibniz durch eine bewußte Sprachpflege die deutsche Prosa sähig machen, als Mittel des Ausdrucks auch der höchsten Gedanken zu dienen. Die Poesie, die Empfindungen ausdrückt, sollte vorderhand in der Beachtung hinter der Prosa zurücktreten; für sie, meinte Leibniz, sei genügend gesorgt. Die tatsächliche Entwicklung der Dinge hat ihm darin nicht eigentlich recht gegeben. Denn die Wirklichkeit Gottscheds und anderer, die bewußte Sprachpflege sich anlegen sein ließen, hätte allein für sich das Leibniz vorschwebende Ziel der Schaffung einer auch den höchsten geistigen Anforderungen genügenden Schriftsprache nicht erreichen lassen, so wenig man auch unterschätzen darf, was sie dazu beigetragen haben. Das Ziel ist vielmehr erreicht worden durch das Erblichen einer alle Höhen und Tiefen deutschen Geistes und Gemüthes umfassenden und zwar überwiegend poetischen Literatur im 18. Jahrhundert.

Heute nun besitzen wir die von Leibniz ersehnte Sprache, »die für uns dichtet und denkt«, d. h. eine in ihren Grundzügen feststehende Schriftsprache, welche allen Volksgegnossen einen bestimmten und im wesentlichen feststehenden Schatz von Wörtern, sowie eine bestimmte Reihe von Mitteln darbietet, die Begriffe in Beziehung zu einander zu setzen, Sätze zu bilden und miteinander zu verknüpfen.

Dieser gefestigten deutschen Schriftsprache gegenüber kann eine heutige »teutischgeformte Gesellschaft« nur die freilich auch sehr wichtige Aufgabe haben, sie einseitig vor der Gefahr des Herabstufens von erreichter Höhe, andererseits vor der Gefahr der Verhärtung in angeblich klassischem und Vorbildlichem bewahren zu helfen. In diesem Sinne will der Sprachverein der getreue Eckart unserer Schriftsprache, nicht ihr Stolz- oder Schulmeister sein. Er will ihr auch nicht Gefolge geben, kann aber ebensowenig die sog. »gelehrende Grammatik« als solche bekämpfen. Denn die Schriftsprache ist nicht ein reines Naturprodukt, dem gegenüber das »D rühret nicht daran« gälte, sondern sie ist im wesentlichen ein Kunstprodukt, entstanden und vorhanden hauptsächlich nur auf dem Papier und nur mit Einschränkungen auch in der mündlichen Rede. Allem gegenüber, das nicht ganz natürlich gewachsen, sondern durch bewußte und unbewußte, oder auch zufällige Einflüsse gerade so geworden, wie es ist, hat die Kritik ihre berechnete Stelle. Als Maßstäbe der Kritik der deutschen Schriftsprache dürfen zwei Fragen gelten: Was erweist sich durch die ältere deutsche Sprache oder durch Übereinstimmung der Mundarten als der Uramlage und dem natürlichen Wesen unserer Sprache gemäßer? Und was ist gegenwärtig das idiosyncratische? — Wie für die Kunst gilt auch für die deutsche Schriftsprache, daß sie mit so vollkommener ist, je näher sie sich dem Natürlichen hält, ohne jedoch mit ihm zusammenzufallen. Auch bei der Handhabung der deutschen Sprache »strekt die Kunst wahrhaftig in der Natur, und wer sie heraus kann reifen, der hat sie«, wie unser deutscher Meister Albrecht Dürer von der bildenden Kunst gesagt hat. Die größten Meister deutscher Sprache, ein Luther, Goethe, Bismarck verdanken ihr Bestes, das was immer wieder trotz zeitlicher Entfernung deutsche Geister und Gemüther in seinen Mann zwingt und zwingen wird, ihrem Lauschen auf die natürliche deutsche Volkssprache.

Andererseits kann eine Schriftsprache nicht jedem einzelnen das Recht zugesprochen, sie sich auf diesem nur den Großen gerechten und gangbaren Wege gewissermaßen selbst neu zu bilden. Denn die Volkssprache ist nicht durch ganz Deutschland einheitlich, und so müßten wir, wenn dieser Weg allgemeiner betreten würde, auf ihm zu einer erheblichen Zahl von landschaftlichen Schreibweisen gelangen. Das hätte aber, den mühsamen und langen Weg, den unser Volk von eben solchen landschaftlichen Schreibweisen zur Gemeinprache gegangen ist, in Leicht- und Kinder-sinn gedankenlos zurückzuführen. Denn darin, daß »in einer Sprache sich finden, sich empfinden, verstehen sämliche Stämme des Volks« besteht, um mit Friedr. Theodor Vischer (Deutscher Sprache Ehrenkranz S. 182) zu reden, das nationale Gut der Schriftsprache. Neben die Freiheit, im einzelnen auch einmal zur natürlichen Volkssprache zu greifen, muß also, sie überragend und beständig, das Gebot der Einheitlichkeit treten, ohne welche die Schriftsprache ja den Zweck versehen würde, daß sich in ihr alle Volksgenossen verstehen können.

Auch die »gelehrende Grammatik« muß das Recht der Mehrheit anerkennen — eine große Schwierigkeit liegt aber darin, daß es dem Einzelnen nur sehr selten möglich ist, genau zu ermitteln, welcher Sprachgebrauch als der der Mehrheit und demgemäß als der zur Zeit berechnete oder wenigstens berechnete anzusehen ist. Campe wollte aus den jährlich erscheinenden deutschen Wörterbüchern die Neuwörter sammeln und in Nachträgen zu seinem Wörterbuch veröffentlichen (vgl. J. Grimm, Deutsches Wörterbuch I, S. xxv); damals hätte eine solche Absicht vielleicht verwirklicht werden können, aber sie wurde es doch nicht. Wie viel weniger wäre heute selbst eine größere Vereinigung von Personen imstande, die sich täglich und allerorten neu gebürdende Schöpfung des Schrifttums so in die Dämme der Statistik zu schließen, daß sie überschaubar würde hinsichtlich aller Einzelheiten des Sprachgebrauchs. Dennoch steht die Wichtigkeit solcher Übersicht über den herrschenden Sprachgebrauch fest und ist lange erkannt: alle die zahlreichen deutschen Grammatiken und Wörterbücher, die vom 16. Jahrhundert bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts aus Licht getreten sind, haben sie überwiegend und vornehmlich, wenigstens grundsätzlich, das Ziel, nach bestem, oft freilich sehr geringem Vermögen festzustellen, was zu ihrer Zeit in der deutschen Schriftsprache Rechtens ist und somit als Regel und Richtschnur gelten darf. Erst durch J. Grimm tritt 1819 und 1854 daneben die wissenschaftliche Grammatik und Lexikographie, welche die geschichtliche Entwicklung der Sprache darstellen will.

Einem Denker wie Leibniz, dem die Kenntnis der Dinge als Voraussetzung der Herrschaft über sie und der Möglichkeit galt, einen bestehenden Zustand in einen andern bessern umzuwandeln, konnte nicht entgehen, daß eine vernünftige und wirksame Sprachpflege, wie er sie im Auge hatte, nur auf dem Boden der Kenntnis der Anlage und des Wesens unserer Sprache sowie eines Überblickes über ihre Schätze möglich ist. Und da zu seiner Zeit die Wissenschaft von der deutschen Sprache noch in den Anfängen stand, mußte er die Sprachforschung in das Arbeitsgebiet seiner »Teutischgeheimen Gesellschaft« einbezogen. Weil er aber das »untersuchen« der deutschen Sprache wesentlich nur als Voraussetzung und Mittel der Sprachpflege (»verbessern und ausbessern«) ins Auge faßt (Univ. Ged. 31), soll das »untersuchen« sich zunächst auf das Gebiet der Sprache richten, welches nach seiner vollkommen richtigen Ansicht »den Grund und Boden einer Sprache« darstellt, »darauf die Redensarten gleichsam als Früchte herfürwachsen«, d. h. den Wortschatz. »Woher dann folget, daß eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutische Haupt-Sprache bedarff, seyn würde eine Musterung und Untersuchung und Unternehmung aller Teutischen Worte« (U. G. 32)

Darauf geht er nun näher ein und wendet sich erst viel später (l. G. 103—106) zur Grammatik, mit der vorausgeschickten Erklärung, »von der Sprach-Richtigkeit nach den Regeln der Sprach-Kunst« wolle er »nur ein Weniges alhie gedenken«.

Es sei auch in diesem Punkte »ziemlicher Mangel«, und »bis dato hätten die Teutschen vielleicht keine Teutsche Grammatik, die zulänglich wäre«, aber auch im Französischen und Italienschen gäbe es noch »viele Grammatikische Knoten und Scrupel«. Und da doch die französische Grammatik sehr viel früher als die deutsche von gelehrten Leuten bearbeitet worden, auch die Staltenen zu ihrer heute geltenden Schriftsprache bereits zu einer Rede davon sein konnte, so brauchten die Deutschen sich des unvollkommen Standes ihrer Grammatik nicht zu verwundern oder zu schämen. Die deutsche Grammatik habe freilich »einer großen Verbesserung nötig«, die »dermalheins von Teutschgelehrten Orden«, wie es in der Handschrift, »von Teutschgelehrten Gelehrten« wie es im Druck heißt, »vorzunehmen sey«. Aber Leibniz hält das weniger für nötig, »um uns selbst aus einigen Zweifeln zu heissen« (als Beispiel führt er das Schwanken zwischen die Urteil und das Urteil an), als vielmehr um den Unterricht in deutscher Grammatik zu ermöglichen. »Der gleichen Fragen«, so schließt Leibniz, »können ohne Gefahr etwas warten und auf die lange Hand geschoben werden«.

Diese Zurücksetzung der Grammatik hinter dem Wörterbuch beruht auf der durchaus richtigen Einsicht, daß die Schaffung des gemeinsamen Wortschazes für jede Gemeinprache die erste Notwendigkeit ist und darum auch die erste Stufe der gemeinprachlichen Bestrebungen bildet. Der Ausgleich in den grammatischen Formen ist minder nötig, weil abweichende grammatische Formen wie etwa die Wörter und die Wort(e), ruhte und rief das Verständnis viel weniger ernstlich zu hemmen vermögen als verschiedene Wörter für denselben Begriff: wer nur das Wort empfinden kennt, kann unmöglich wissen was fühlen bedeutet, allenfalls kann er es unter günstigen Umständen aus dem Zusammenhang erraten. So auch heute noch, wenn ein bisher unbekanntes Wort um zum ersten Male entgegentritt — häufen sich aber die unbekanntem Wörter (Wortwörter und Formwörter), so hört das Verständnis des Inhalts und des Zusammenhanges auf. So gibt es kein richtigeres Maß für die Stärke des Einflusses, den Martin Luther auf unsere Schriftsprache geübt, als die unlegbare Tatsache, daß er seinen vielfach rein mitteldeutschen Wortschatz in so großem Umfange den Oberdeutschen aufzulegt hat; Gegenbeweise, die aus der Lautgestalt oder den grammatischen Formen hergeholt sind, können dagegen nicht aufkommen.

Sehen wir uns nun die auf Bearbeitung des deutschen Wortschazes gehenden Pläne Leibnizens etwas näher an, halten wir dagegen was in den 200 Jahren seither auf diesem Gebiete geleistet ist, und fragen wir schließlich, ob und inwiefern die »Teutschgelehrte Gesellschaft« von heute, das ist der Sprachverein, mitwirken kann an den Arbeitsaufgaben, die ihrer endgültigen Lösung noch harren.

Folgendermaßen hat Leibniz seine Absichten (l. u. v. G. 32) ausgesprochen. Er verlangt, daß »die Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte, daßern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jederman brauchet, sondern auch auf die, so gewissen Lebens-Arten und Ständen eigen; und nicht nur auf die so man hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anteß allein herrschen, sondern auch auff Platt-Teutsch, Märckisch, Ober-Sächsisch, Bränckisch,

Bairisch, Dierreichisch, Schwäbisch oder was sonst hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich. Außerdem aber sollen die in den anderen lebenden germanischen Sprachen enthaltenen mit deutschen verwandten Wörter — Leibniz nennt sie Wörter »von deutscher Herkunft« —, nicht aber diese allein, sondern auch der Wortschatz der algermanischen Sprachen des Alt-Gothischen, Alt-Sächsischen und Alt-Fränkischen« gesammelt werden. »Denn anders zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen«, wofür als Beispiel angeführt wird, daß Maximilian I aus der Aussprache der Schwäbiger erkannte, daß Habsburg aus Habichtsburg entstanden sei.

All dies wollte Leibniz aber nicht in einem Wörterbuch vereinen, sondern es sollten drei Werke geschaffen werden (l. u. v. G. 33):

eines für »durchgehende Worte« (»Sprachbrauch oder Lexikon«),

eines für »Kunst-Worte« (»Sprachschatz oder Cornu copias«),

eines für »alte und Land-Worte und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen« (»Glossarium oder Sprachquell«).

Beachten wir, daß Leibniz mit der oben angeführten Bemerkung, »Landworte«, d. h. mundartliche Wörter seien, »bey dem Landmann mehr als in Städten bräuchlich« (l. G. 32), auf die zwischen Schriftsprache und Mundart stehende Umgangsprache zu deuten scheint, soweit damals bei dem Mangel fester Grenzen der Schriftsprache eine solche sich schon auszeichnen ließ, — so hat L. den deutschen Wortschatz in seine verschiedenen Abstufungen vollständig umschrieben. Und bei den »alten Worten« haben wir gewiß außer an die von L. hochgeschätzte Sprache des 16. Jhs. auch an das zu denken, was vom Altdeutschen damals bekannt war.

Moriz Haupt hat in der schon mehrfach angeführten akademischen Rede (Monatsber. d. preuß. Akad. d. W. 1861, S. 619 ff.), mit warmen und erwärmenden Worten Leibniz als echten Deutschen gegen französische Überheblichkeit in Anspruch genommen und seine Ein- und Ansichten über die deutsche Sprache eingehend und meist heftig vorgeführt. Am Schluß aber erklärt er, es sei nicht zu bedauern, daß Leibnizens Pläne keinen Erfolg hatten. Die Ausbildung der deutschen Sprache sei auf stille und innerliche Entfaltung ihrer eignen Triebe angewiesen, und in ihrer reichen Mannigfaltigkeit und lebendigen Beweglichkeit sträube sie sich gegen »akademische Reglung«. Hier kommt die starke Sehne der ersten Germanistengeslechter gegen alles zum Ausdruck, was mit bewußter Sprachpflege irgendwie zusammenhängt oder danach aussieht. Daß Leibniz eine »akademische Reglung« wollte, vermag ich aus seinen Ausführungen nicht herauszulesen; was er aber ohne Zweifel gewollt hat, das ist eine vollständige Sammlung des deutschen Wortschazes. Den Reichtum der Mutterprache wollte er vor den deutschen Landsäulenten ausbreiten, allerdings nicht zum bloßen gelehrten Beschauen, sondern auch zur Nützung des Tauglichen für die Bedürfnisse der Gegenwart.

So wollte Leibniz also nur benutzt und umfassender daselbe, was dann im 18. Jhsch. tatsächlich geschehen ist, nämlich daß aus dem Vorn des deutschen Volkstums, wie er in den Schriften der Vergangenheit und in den lebendigen Mundarten fließt, die deutschen Schriftsteller und die deutsche Schriftsprache sich frische Kraft und neues Leben trinken sollten. Darum forderte er nicht bloß für die gelehrte Sprache Beachtung und Wörterbuch, sondern auch für die gesprochene Sprache, d. h. für die Stands- und Berufsprachen (»Kunfworte«) und die Mundarten (»Landworte«). Tat er das nun auch in der Absicht, die Schriftsprache daraus zu bereichern, und fällt auch diese Absicht für uns heute weg oder tritt doch wenigstens sehr in den

Hintergund, so würden die Wörterbücher, wenn sie zustande gekommen wären, uns doch zweifellos eine Fülle von Sprachstoff bieten, der nun verloren ist, und für den wir, soweit er der gesprochenen Sprache angehört hätte, auch nirgends einen vollen Ersatz erhalten konnten und nicht erhalten haben. Denn auch dasjenige deutsche Wörterbuch der Folgezeit, das unverkennbar von den Vorschlägen der »Nordwestdeutschen Gedanten« beeinflusst ist, das »Teutsch = lateinische Wörterbuch« von Joh. Leonh. Frisch (1741), bezeichnet nur »die allgemein gebräuchlichen Wörter« (d. h. den Vortisch der Schriftsprache), und »die bei den Künsten und Handwerken gebräuchlichen Wörter« (Wörter der Ständes- und Berufsprachen); es fehlt also wenigstens dem Plane nach der mundartliche Vortisch. Frisch hat noch mit Leibniz in persönlichen Beziehungen gestanden und ist von ihm wohl auch zu dem Wörterbuch angeregt worden, er hat es jedoch in 50jähriger Arbeit selbstständig gestaltet und viel ausführlicher angelegt, als er es schließlich veröffentlichte konnte. Aber diese beiden mäßigen Quartbände bieten einen Reichtum von Wörtern, der noch heute nicht völlig ausgeschöpft ist; sie sind zugleich ein Beweis dafür, wie viel Gutes bei Leibnizens Plänen hätte herauskommen können, wenn es ihm gelungen wäre, die rechten Männer, eben solche wie Frisch, für die Ausführung zu gewinnen, und es ihm vergönnt gewesen wäre, diese selbst zu leiten.<sup>1)</sup>

Von den weiteren großen deutschen Wörterbüchern sieht das »Grammatisch kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« von Joh. Chr. Adelung (1774—86; 2 1793—1801) auf einem dem Leibnizens ganz entgegengekehrten Standpunkt. So weit Leibniz die Grenzen des deutschen Vortisches gezogen, so eng zieht sie Adelung. Er erkennt nur die oberflächliche Umgangssprache und das Schriftdeutsch der oberflächlichen Schriftsteller als musterünftig an und schiebt Wörter oberdeutscher Herkunft, Wörter der älteren Schriftsprache, und besonders mundartliche Wörter aus. Die Mundarten gelten ihm als die »niedrige« und »pöbelhafte« Sprache, und wo er mundartliche Wörter vergleicht, warnt er davon mit diesen und ähnlichen Ausbrüchen. Zur Ergänzung und Berichtigung des Adelung'schen Wörterbuches gab N. H. Campe sein »Wörterbuch der deutschen Sprache« 1807—11 heraus. Er befreit zwar den Begriff der deutschen Sprache wieder aus der Adelung'schen Enge und bringt nach eigener Berechnung 141 277 Wörter (gegen 55 181 in Adelung's 2. Aufl.), aber er sagt den Neuwörtern der unmitteldbaren Gegenwart zu sehr nach und bezeichnet alle ihm vorgekommenen, auch die uneigentlichen Zusammensetzungen, wie sie in der deutschen Sprache jeden Augenblick gebildet werden können, ohne doch zu Bestandteilen des Vortisches zu werden. Darüber hat Sac. Grimm im 1. Bde. des deutschen Wörterbuches, Sp. XXV sich mit Recht sehr unmutig geäußert.

Und damit haben wir den Namen des Mannes genannt, der im Verein mit seinem Bruder Wilhelm Grimm uns das deutsche Wörterbuch gegeben hat, von dem wir Älteren einmal geglaubt haben, es werde in irgend einer Weise durch Ergänzung oder Neubearbeitung der nach Fülle wie nach Verwertung des Stoffes weniger genügenden Teile doch einmal »das« deutsche Wörterbuch im Sinne des endgültigen Abschlußes daraus werden. Nun ist hinter dem Grimmschen Wörterbuch der Thesaurus linguae Germanicae aufgeschaut, er wirft seinen Schatten auf jenes voraus und droht die bisher am Grimmschen Werk geleistete, gar nicht meßbare Arbeit und die Arbeiter, die viele Jahre harter Mühen diesem Wörterbuch geopfert, ungebührlich zu verdunkeln. Man wird doch gut tun, sich gegenwärtig zu halten, daß der

1) Die drei Gelehrten Schottel, Praßch und Morhof, die Leibniz als geeignete Mitarbeiter nennt (II. G. 41) sind schon 1676, 1690, 1691 verstorben.

Thesaurus linguae Germanicae ein sehr fernes Zukunftsding ist, das deshalb noch nicht Wirklichkeit zu werden braucht, weil der Thesaurus linguae Latinae so verhältnismäßig schnell angefangen hat, in die Erscheinung zu treten — einen eingeämmten Landsee kann man schneller ausschöpfen als das uesterlose Meer. Das »deutsche Wörterbuch« muß würdig zu Ende geführt werden, damit es uns bis zur Vollendung des Thesaurus d. h. auf drei bis vier Jahrzehnte oder länger auch in den noch ausstehenden Teilen das sein kann, was es in den meisten der vorliegenden bisher uns gewesenen ist: das reichste deutsche Wörterbuch, das nicht nur den Vortisch der neuhochdeutschen Schriftsprache, sondern vielfach auch den der Berufs- und Ständesprachen wie der eigentlichen Mundarten zugänglich macht. Nimmt man hinzu, daß es das Altdeutsche sowie die andern germanischen Sprachen besonders zum Behuf der Etymologie heranzieht, so kann man das Grimmsche Wörterbuch als eine Bewirklichung des Leibnizenschen Planes ansehen. Doch hätte auch die beste damalige Ausführung desselben das nicht bieten können, was das Grimmsche Wörterbuch nach dem heutigen Stand der Wissenschaft zu bieten vermag, nämlich die Entwicklungsgeschichte der Wörter und ihrer Bedeutungen.

Im Gegensatz zu dem Grimmschen entstanden hat das deutsche Wörterbuch von D. Sanders (1859—65; Ergänzungswh. 1879—85) vor jenem nur den Vorzug, vollendet zu sein, auch bietet es für die vor ihm erschienenen Teile des Grimmschen Wörterbuches manche Ergänzung. Aber Sanders hat den Stoff nicht zu meißern verstanden und begnügt sich mit bloßer Aufzählung der Wortbedeutungen. Von den vielen sonstigen Wörterbüchern des 19. Jhs., denen es in erster Reihe um den Vortisch der gegenwärtigen Schriftsprache zu tun ist, sind nur die von R. Weigand (1857 ff.; 2 1873—76; 3 1879); Friedr. Kluge (1883 6 1899); M. Heyne (1889—95); Herm. Paul (1897) wissenschaftliche Leistungen. Heyne steht an Umfang Sanders am nächsten und bedeutet keinen wesentlichen Fortschritt; Weigand, der in der 2. Aufl. Nachkommung und Geschichte der Wörter in für seine Zeit höchst verdienstlicher Weise behandelt hat, ist jetzt überholt durch Kluge und Paul, die sich gegenseitig ergänzen. Kluge ermittelt die indogermanische und germanische Verwandtschaft der Wörter, ihre landschaftliche Herkunft, die Zeit des Aufkommens bezw. der Aufnahme in die Schriftsprache; Paul behandelt und deutet die heutigen Gebrauchswörter der Wörter auf geschichtlicher Grundlage und im Hinblick auf verwandte Begriffs- und Formentwicklungen.

Von den Wörterbüchern, die den bald so bald so begrenzten Vortisch der deutschen Sprache im allgemeinen verzeichnen, wenden wir uns nun zu dem, was für den Vortisch der gesprochenen Sprache im besonderen bisher geleistet worden ist. Zunächst die Ständes- und Berufsprachen. Besonders häufig hat der Vortisch der Weidmannssprache und der Bergmannssprache Sammler gefunden, schon im 18./19. Jahrhundert. Allgemeine Wörterbücher der Kunstausdrücke sind im 18. Jahrhundert mehrere an den Tag getreten, das älteste N. Fübners »Gartenes Natur-, Kunst-, Gewerks- und Handlungs-Geheimnisse« noch zu Leibnizens Lebzeiten (1712). Aber unter einseitigen Gesichtspunkten und eindringend hat erst in unserer Zeit Friedrich Kluge den Ständes- und Berufsprachen wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewendet. Er hat die Ständesprache (1895), das Notwendige, d. i. die Sprache des fahrenden Volkes, der Bettler, Gauner usw. (1901) behandelt und arbeitet an einem Wörterbuch der Gemeinssprache. Zu einem solchen durch ein Preisausgeschrieben zu gelangen, hat auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein einmal einen Versuch gemacht, der jedoch nur teilweise gesücht ist. Im allgemeinen unterrichten über die deutschen Ständes- und Berufs-



Sprachen einige der Aufsätze, welche Dr. Kluge unter dem Titel »Unser Deutsch« (Leipzig 1907) veröffentlicht hat. Dieser Gesamttitel trifft für die erwähnten Sonderdialekte weniger insofern zu, als die deutsche Schriftsprache aus ihnen nicht ganz wenigstens aufgenommen hat. Mittelbar oder unmittelbar durch Kluge angeregt sind auch die Behandlungen der deutschen Soldatensprache (von F. Horn 1899) und der deutschen Druckerprache (durch H. Klens 1900). Daß Edward Schröder sich mit den Dialekten der deutschen Handwerker befaßt, verläutet seit Jahren; in die Öffentlichkeit ist ihm noch nichts hinausgetreten. So mag von den Ackerbreiten der Ständes- und Berufsprachen noch manche gute Ernte erhoft werden.

Anläufe zu einem allgemeinen Wörterbuche der deutschen Mundarten, wie es Leibniz sich dachte, sind erst am Ende des 18. Jahrhunderts gemacht worden, zuerst von Popowitsch (1780), dann von Zuida (1788), von Klein (1792), Serz (1797). Aus späterer Zeit ist nur noch Meiner (1821) und Kalkschmidt (1834) zu nennen, letzteres Wörterbuch ist allerdings ein allgemein deutsches, aber die Berücksichtigung der Mundarten ist, besonders im Titel, sehr in den Vordergrund gerückt. Nachdem die neu erstandene deutsche Sprachwissenschaft der Reichthum der Mundarten deutscher zum Bewußtsein gekommen, ist ein Wörterbuch aller deutschen Mundarten nicht mehr gewagt worden. An die Stelle treten nun die Sammlungen des Wortschatzes größerer Mundartengebiete. Den Reigen eröffnet das »Bayrische Wörterbuch« von J. M. Schmeißer (1827—1837; 2 1869—1878), dem sich das noch unvollendete »Schweizerische Diction«<sup>2</sup>, begonnen 1881 von F. Staurp und L. Tobler; das (eben abgeschlossene) Wörterbuch der elsässischen Mundarten von E. Martin und H. Lienhard 1897—1906 und das Schwäbische Wörterbuch von H. Fischer angeschlossen haben, von dem 1904 der 1. Band vollendet wurde und das rüstig vortritt. Die oberdeutschen Mundarten haben somit ihre großen Wörterbücher, denen gemeinsam ist, daß sie nicht nur die heutigen Mundarten berücksichtigen, sondern auch die der Vergangenheit. Nachträge und Ergänzungen sei es durch Sammlung übersehener Wörter, sei es durch Sammlung des Wortschatzes kleinerer Mundartengebiete sind durch diese Hauptwerke natürlich nicht überflüssig gemacht. Solche hat z. B. Schmellers Wb. für das österr. Gebiet erfahren durch Lexer (Känten); Schöpf u. Hintner (Tirol); Unger-Khull (Stiermark). Ein Wörterbuch, das in ähnlicher Weise wie die genannten ein größeres Gebiet der mittel- und niederdeutschen Mundarten umspannt, haben wir noch nicht; in Angriff genommen ist ein Wörterbuch der rheinischen Mundarten und des Oberländischen; ein niederdeutsches Wörterbuch steht schon lange auf der Tagesordnung des »Vereins für nd. Sprachforschung«; ein schleswig-holsteinisches Wörterbuch ist im Werden und ein norddeutsches angeregt.

Kleinere Wörterbücher meist nur der heutigen Mundart von in sich mehr oder weniger Stammbast abgeschlossenen Gebieten oder auch von einzelnen Ortschaften, besonders Städten, haben wir viele. Die beste und vollständigste Übersicht darüber gewährt die »Bibliographie der deutschen Mundarten« von F. Meuß (1892) nebst ihren Fortsetzungen für die Jahre 1890 ff. in Magl's Zeitschrift »Deutsche Mundarten«. Wir nennen hier nur die ersten derartigen Leistungen, das Glossarium bavaricum von J. Q. Praß (1689), die Silesia loquens von Chr. Meisner (1705), die noch zu Leibnizens Lebzeiten erschienen, und die erste Aufforderung zum Sammeln mundartlicher Wörter, die J. Q. Fritsch, den wir schon als von Leibniz angeregt kennen lernten, 1743 für die Mark Brandenburg erließ.

Zum Schluß ist aber noch des Siebenbürgischen Wörterbuches zu gedenken, das 1907 zu erscheinen beginnt. Damit erfüllt erst die Gegenwart einen besonderen,

mehrfach geäußerten Wunsch Leibnizens (Feller, Otium Hannoveranum 1718, S. 50. 84 f.), auf den die Ankündigung auch Bezug nimmt. Leibniz war der richtigen Ansicht, daß die dunkle Herkunft der siebenbürgischen Sachsen sich nur durch Erforschung ihrer Sprache werde aufhellen lassen. Und in der Tat ist diese lange erörterte Frage nun neuerdings durch Vergleichung des Wortschatzes wohl endgültig dahin beantwortet, daß die Siebenbürger aus dem Teile des mittel-fränkischen Gebietes ausgewandert sind, der heute durch Ungarn und die angrenzenden Gemeinden gebildet wird (vgl. Zschr. d. Sprachw. 1907, Sp. 116 f.).

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat nicht nötig gehabt, die Förderung der deutschen Sprachforschung unter seine Ziele aufzunehmen, denn heute besitzen wir eine reich entfaltete deutsche Sprachwissenschaft, und für die Zwecke der Sprachpflege hat es genügt, daß der Verein je länger je mehr bestrebt gewesen ist, die vorhandenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntnisse vom Wesen und der Entwicklung der Sprache im allgemeinen und unserer Muttersprache im besonderen als festen Boden unter den Füßen zu haben und zu behalten. Das wird ihm erleichtert dadurch, daß er zahlreiche Germanisten zu seinen Mitgliedern zählt, darunter viele Vertreter des Faches der deutschen Philologie an deutschen Universitäten. Von diesen gehören sechs dem Gesamtvorstande an. Gibt dies eine Bürgschaft dafür, daß die Grenzlinien einer vernünftigen Sprachpflege innegehalten werden, so darf andererseits doch nicht befürchtet werden, daß der Sprachverein zu einem Gelehrtenverein werde, dem die volkstümlichen Ziele und die volkstümliche Haltung verloren gingen, die zu seinem Wesen gehören. Da müßten sich erst heute gar nicht vorhandene und den vorhandenen entgegengesetzte Strömungen geltend machen und durchsetzen. Am wenigsten dürfte eine unvolkstümliche Neigung zu gelehrtem Tun darin erblickt werden, daß Zweigvereine und einzelne Mitglieder, die nicht »Leute vom Baue« sind, sich die Sammlung mundartlichen Stoffes für Sprachwissenschaftliche Zwecke haben angelegen sein lassen, oder daß ich vor zehn Jahren im Auftrage des Gesamtvorstandes zur Sammlung von Volkswörtern geradezu aufgefordert habe. In solchen Fällen ist die Überzeugung maßgebend gewesen, daß Beachtung der Mundarten und Unterstützung ihrer Erforschung dem auf Reinheit, Deutschheit und Schönheit der Schriftsprache gerichteten Streben des Vereins nur förderlich sein kann. Und ferner erfüllt der Verein eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die deutsche Sprachwissenschaft, ohne deren Hilfe er nicht dauernd erfolgreich werden könnte, wenn er es sich angelegen sein läßt, der deutschen Sprachwissenschaft da seine hilfreiche Hand zu bieten, wo sie mit ihren eigenen Kräften allein die Aufgaben nicht zu lösen vermag, sondern der freiwilligen Helfer bedarf zum Zusammentragen des Stoffes, aus dem Sprachstatistik, Wortgeographie, Namengeographie usw. sich aufbauen lassen. Namentlich die erschwerte Buchung des deutschen Wortschatzes ist ohne eine sehr ausgebreitete und fruibige Unterstützung deutscher Männer und Frauen aller Stände und aller deutschen Gauen ganz unmöglich. Und was die Hauptsache ist, diese Hilfe kann gerade hinsichtlich des Wortschatzes auch von jedem Sprachwissenschaftlich ungeschulten Laien nutzbringend geleistet werden, wenn er nur innere Teilnahme und einiges Verständnis für das erstrebte Ziel mitbringt. Denn der deutsche Wortschatz ist, wie schon Leibniz erkannte und die heutige Sprachforschung noch viel deutlicher erkennt, nach Ständen und Gauen vielfach abgetheilt und sehr verschieden. Die großen mundartlichen Wörterbücher der Neuzeit hätten ohne viele freiwillige Helfer nicht zustande kommen können; denn auch die besten Sach-

leute an der Spitze hätten allein eine solche Fülle des Stoffes nicht herbeischafter können. Krafft doch selbst das Grimmsche Wörterbuch, das es in erster Reihe nur mit der Bücherprache zu tun hat, noch heute dazu, daß die Schar seiner Helfer zu klein war, um den unabsehbaren Stoff wenigstens einigermaßen zu bezwingen. Der Sprachverein ist zu solchen Hilfsleistungen auf dem Gebiete der Wortforschung besonders berufen, weil er in seinen Zweigvereinen und Mitgliedern verbreitet ist, soweit die deutsche Zunge klingt. Was bis jetzt von Zweigvereinen für die Mundartenforschung geleistet ist<sup>1)</sup>, ist allerdings mehr örtlicher Art gewesen. Aber die eben erwähnte große Spannweite des Sprachvereins fordert geradezu heraus, diese Eigenschaft nutzbar zu machen für Zwecke weniger örtlicher Natur. Keine gelehrte Körperschaft kann sich in Zahl und Verbreitung ihrer Mitglieder über das ganze deutsche Land mit dem Sprachverein irgendwie messen. Dies erwägend, habe ich vor 10 Jahren den Aufruf zur Mitarbeit an wortgeographischen Ermittlungen niedergeschrieben, der u. d. Z. »Sammlung deutscher Volkswörter durch den A. Deutschen Sprachverein« in der Ztschr. 1897, Sp. 33 ff. abgedruckt ist. Der nächste Erfolg blieb hinter den Erwartungen zurück, nur 11 Zweigvereine (von 200) und nur 41 Mitglieder erklärten ihre Zustimmung oder verbrachten ihre Mitwirkung. Dennoch wurde der Versuch mit einer bestimmten Umfrage betr. das Vorkommen anderer als der schriftdeutschen Monatsnamen im Volke gewagt (Ztschr. 1897, Sp. 177 ff.). Diese Umfrage fand 45 Beantwortungen; ihre Ergebnisse, von Prof. Dr. D. Brenner in der Ztschr. 1898, Sp. 33 ff. vorgelegt, konnten freilich die Frage nicht erschöpfen, waren aber doch wertvoll, auch insofern sie bisher angenommenes bekräftigten, z. B. daß der deutsche Bauer allerorten Monatsnamen sprachsam gebraucht und seine Zeitbestimmungen dem Festkalender entnimmt oder nach wirtschaftlichen Vorgängen die Zeit bestimmt. Diese Umfragen in ähnlicher Weise fortzusetzen und stetig allein zu leiten, haben mir meine amtlichen Pflichten nicht gestattet. Nur noch über einzelne Wörter (wie früher schon z. B. über *Hansen* Ztschr. 1895, Sp. 225 f.) sind später die Mitglieder des Sprachvereins befragt worden, so zuletzt über den Vogelnamen *Mar*, für den das bemerkenswerte Ergebnis erzielt wurde, daß er nur noch in deutschen Grenzgebieten mehr oder weniger lebendig fortsetzt (Ztschr. 1905, Sp. 46; 1906, Sp. 18 f.). Wenn man erwägt, daß trotz der verhältnismäßig sehr geringen Anzahl der Antworten doch insolge ihrer Verteilung über das deutsche Sprachgebiet hübsche Ergebnisse zu zetteln waren, so scheint die Erwartung berechtigt, daß eine Organisation dieser Art, die auf eine erhebliche Erhöhung der Zahlen der Antworten und besonders auf deren zweckmäßige Verteilung über das deutsche Sprachgebiet Bedacht nehmen müßte, zu wichtigen und verworrenen Aufschlüssen über den Wortschatz führen würde. Der Gesamtvorstand könnte dazu einen Ausschuß einsetzen, von dem auch die Zweigvereine zu beraten wären, die beschäftigten, für ihre Heimatmündart etwas zu leisten. Wenn sich der Sprachverein den zweckmäßigen Vorschlag Philippp

1) So die »Volkswörter der Provinz Sachsen (Streitl)«, im Auftrage des Zweigvereins Torgau hsg. von K. Bruns 1901, und das »Wörterbuch der Oberelber Mündart«, das der Zweigverein Ebersfeld in mehrjähriger Arbeit vollendet hat. Der Dresdener Zweigverein unterstützt seit Jahren die Vorarbeiten für den oberächsischen Wortschatz, die von einem Mitgliede unseres Vereins, Prof. Dr. Karl Müller-Krause, geleitet werden. Auch der Leiter des Sprachvereins an und mehrere in dem Gebiete dieser Mundarten liegende Zweigvereine haben ihre Hilfe bei der Sammlung des Stoffes zugesagt.

Begeners (Paul, Grundriß der germ. Philologie<sup>2</sup> I, 1478) aneignete und ein vollständiges Verzeichnis der schriftsprachlichen Wörter (mit knapper Angabe ihrer etwaigen verschiedenen schriftsprachlichen Bedeutungen) anfertigen ließ, so gäbe dies eine gute Grundlage ab auch für die Ermittlungen über den Wortschatz örtlicher Mundarten. Denn dann wäre nur nötig, bei jedem schriftsprachlichen Wort dessen mundartliche Form zu verzeichnen oder bemerken, daß die betr. Mundart das Wort gar nicht kenne, dafür aber ein anderes habe oder ein Wort für den betr. Begriff überhaupt nicht besitze. Ebenso wie die verschiedenen Wörter selbst wären natürlich auch die verschiedenen schriftsprachlichen Bedeutungen des einzelnen Wortes zu berücksichtigen. Darüber ließe sich noch viel sagen, hier kam es mir nur auf einen Hinweis an.

Wie Luther meinte, man müsse die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen, um zu erfahren, wie man recht deutsch reden solle, so hat auch Leibniz erkannt, daß das eigentliche lebendige Leben der Sprache in der gesprochenen Sprache zu suchen sei, nicht in der Schriftsprache. Manche seiner Ausprüche über Eigenschaften und Vorzüge unserer Sprache werden wie echte Edelsteine in echter Fassung stets ihre Schönheit und ihren Glanz bewahren. — War Leibniz auch nicht ganz frei von der Schwerefüßigkeit der zeitgenössischen Prosa, so steht er doch hoch über dem Durchschnitt und seine deutschen Schriften, insbesondere die »Ermahnung« und noch mehr die »Unvorgreiflichen Gedanken« zu lesen, ist auch für uns heutige ein Genuß. Zumal da, wo er mit harter gemüthlicher Anteilnahme spricht und sein dichterischer Geist oft überraschend hervorbricht, während ihn doch nie die ruhige Erwägung verläßt. Die Zahl der deutschen Schriften Leibnizens ist bedauerlich klein, wenn auch nicht so klein, wie man früher oft angenommen, wo man zuweilen sogar die »Unvorgreiflichen Gedanken« als die einzige angesehen hat. Leibniz schrieb eben überwiegend lateinisch oder französisch, so hatte es ihm Schule und Leben gelehrt, und wenn er gewisse Dinge vor die Zeitgenossen bringen wollte, vor die sie gehörten, mußte er die Sprache wählen, die jene verstanden. Aber er hat seiner Muttersprache ausgetraume und nur ihr eigene Herrschaft von Jugend auf empfunden, anerkannt und gepriesen. Moriz Haupt hat gewiß recht, wenn er sagt: »nur sein Zeitalter hat Leibniz verehrt, einer der höchsten Meister deutscher Sprache zu sein.«

\* \* \*

Und was ist bisher geschehen, um Leibnizens »Ermahnung« und »Unvorgreifliche Gedanken«, diese beiden Perlen deutschen Schrifttums, nach Inhalt und Form allgemein zugänglich und bekannt zu machen? Fast kann man sagen: nichts. Allein für sich ist die »Ermahnung« einmal im Druck erschienen (1846), und dieser Einzeldruck ist gar nicht in den Buchhandel gekommen. Souff ist die »Ermahnung« nur noch einmal in dem »Weimariischen Jahrbuch« Bd. 3 (1855) abgedruckt worden. Ebenso gibt es von den »Unvorgreiflichen Gedanken« nur einen 1831 erschienenen Sonderdruck, der heute auch kaum noch zu bekommen ist. Die »Unvorgreiflichen Gedanken« sind seit ihrem Erstdruck (1717) mehrfach, aber nicht für sich gedruckt worden und der letzte Nachdruck liegt jetzt auch schon 30 Jahre hinter uns. Neelam, der in der »Universitätsbibliothek« doch kleinere philologische Schriften von Leibniz brachte, hat sie sich bis jetzt entgehen lassen.

Diese Angaben wären unvollständig, wollten wir unerwähnt lassen, daß von den »Gesamtansgaben« der Werke Leibnizens die eine die »Ermahnung«, eine andere die »Unvorgreiflichen Gedanken« gedruckt hat. Eine wirkliche Gesamtausgabe müßte sie natürlich beide enthalten, aber eine solche besitzen wir unglück-

lichere Weise noch nicht, trotz öfterer Anläufe. Die erste, von einem französischen Schwelger Duten's in 6 Bänden 1768 herausgegeben, vereinigte alles, dessen ihr Urheber habhaft werden konnte, mit Ausnahme der politischen Schriften; die deutschen Schriften, die er brachte, überlegte Duten's ins Französische. Erst 1843 faßte der bekannte Geschichtsforscher G. D. P. Perz wieder den Gedanken einer Gesamtausgabe, von der 4 Bände historischer Schriften, ein Teil des Briefwechsels, 7 Bände mathematischer und 6 Bände philosophischer Schriften (die beiden letzteren bearbeitet von Gerhardt) bis 1886 herauskamen. Die 1859 von Goucher de Careil begonnene, auf 20 Bände berechnete Gesamtausgabe erreichte schon 1875 mit dem 7. Bande ein Ende, und ähnlich ging es der 1862 von Cuno Lopp ins Leben gerufenen, die 1884 mit dem 11. Bande aufhörte. Einzelne Schriften Leibniz's sind außerdem gedruckt oder wieder gedruckt worden; davon gehen uns näher nur an: Leibniz's deutsche Schriften, herausg. von Guhrauer. 2 Bde. 1838/40. Hier ist vereinigt, was Leibniz in deutscher Sprache geschrieben, aber die »Ermahnung«, wie anderes erst später Aufgefundenes fehlt noch.

Dieser Zustand ist höchst unbefriedigend, muß man doch eine kleine Bibliothek durchblättern, die man selten an einem Orte zusammen findet, um Sicherheit zu erlangen, ob ein Exzerpt der Feder Leibniz's schon gedruckt und wo es gedruckt ist. Und bekanntlich hat Leibniz nur wenig von dem, was er schrieb, selbst in Druck gegeben und von sich gesagt, der könne ihn nicht, der bloß kenne was er veröffentlicht habe. Aber auch auffallend ist dieser Zustand gerade bei unserm Volke, das doch sonst in philologischer Herausgeberthätigkeit nicht leicht von einem andern übertroffen wird. Schon Diderot hatte die Deutschen zur Sammlung der Schriften des Mannes aufgefordert, »dem Deutschland so viel Ruhm verdankt als Griechenland seinem Plato, Aristoteles und Archimedes zusammengenommen«, und Diderot kannte oder würdigte wenigstens nur den Gelehrten, nicht den deutschen Staatsmann und Patrioten. In neuerer Zeit hat Moriz Haupt am Schluß seiner Leibnizrede (1861) die Hoffnung ausgesprochen, die Berliner Akademie werde einmal ihrem Stifter ein Denkmal aus seinen eigenen Geisteswerken errichten, und stärker hat Heinrich von Perz begonnene, von Gerhardt fortgeführte Ausgabe unvollständig, aber erst in diesem 20. Jahrhundert hat sie auf Anregung der französischen Akademie den Entschluß zu einer wirklichen Gesamtausgabe von Leibniz's Schriften gefaßt und die Ausführung kräftig in die Hand genommen. Sie wird damit eine wissenschaftliche Pflicht erfüllen, die außerdem noch eine Pflicht gerade dieser Körperschaft und eine deutschnationale Pflicht zugleich ist.

In solcher Doppelheit darf auch der Sprachverein seine Pflicht aufpassen gegenüber den Kundgebungen des Leibnizischen Geistes, welche ihn angehen. Und er will sich nicht erst daran machen lassen. Schon im 1897, als seit Abfassung der »Unvorgreiflichen Gedanken« (nach gewöhnlicher Annahme) 200 Jahre vergangen waren, hatte ich die Absicht, der »Ermahnung« und den »Unvorgreiflichen Gedanken« durch einen Abdruck in den »Beiheten« die weitere Verbreitung in den Kreisen der »Liebhaber der deutschen Sprache« zu geben, welche sie durch Inhalt und Form noch in höherem Maße verdienen als der »Unartig teuflicher Sprachverderber« 1643 (Beihete I. Reihe S. 26 ff.) und Grimmschen »Bralerey« . . . mit dem teuflichen Mittel« 1673 (2. Reihe S. 41 ff.). Doch fand ich damals nicht die zur Bewirtlichung jener Absicht nötige Mühe, auch lag seither fast immer anderer Stoff vor, der auf die wenigen den Beiheten zugänglichsten Bogen sein in der Gegenwart begründetes Recht geltend machte. Als dies im Jahre 1906 in minderer Maße der Fall war und

gleich der erfreuliche Entschluß der Berliner Akademie zu der Gesamtausgabe der Werke Leibniz's sowie die Ankündigung des siebenbürgischen Wörterbuchs an Leibniz besonders lebhaft gemahnten, habe ich den alten Plan wieder aufgenommen. Dabei ergab sich einerseits eine Erweiterung, anderseits eine Beschränkung als notwendig. Zu der »Ermahnung« und den »Unvorgreiflichen Gedanken« müßte die zeitlich hinzugehörige Erörterung »über die beste Vortragweise des Philosophen« hinzugekommen werden, denn hier begründet L. sein Eintreten für die Muttersprache. — Beschränken aber mußte ich mich mit meinen Zutatzen zu den Texten auf die vorliegende Gesamteinleitung, die Leibniz's Gedanken über die deutsche Sprache und Sprachpflege wesentlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Bedeutung für den allgemeinen Deutschen Sprachverein behandelt, auf kurze Vorbemerkungen und die wichtigsten sachlichen und sprachlichen Einzelerläuterungen zu den drei Texten. Alles übrige: die von Leibniz in der Abhandlung über die beste Vortragweise des Philosophen, »Ermahnung« und »Unvorgreiflichen Gedanken« ausgesprochenen Ansichten und Vorschläge durcheinander und durch sonstige Äußerungen Leibniz's zu ergänzen und zu beleuchten, sie mit denen der Zeitgenossen vergleichend, ihre Abhängigkeit oder Selbständigkeit zu ermitteln und schließlich ihre Wertung und Wirkung bei Mit- und Nachwelt darzustellen — alle dies Geschichtliche muß ich mir für spätere Zeit vorbehalten.

Die Abhandlung »über die beste Vortragweise des Philosophen« gebe ich in deutscher Übertragung; in der Ursprache mitgeteilt würden sie nicht einmal allen Lateinkundigen unmittelbar zugänglich sein. — Der »Ermahnung« gebe ich eine Auswahl der bedeutsamsten Änderungen bei, die Leibniz in der Wiederabdruck vorgenommen hat. Daß diese nicht eine Reinschrift, sondern ein erster Entwurf mit ungenau vielen Änderungen sei, ließen die beiden bisherigen Wiedergaben nicht erkennen. — Daß es von den zuerst 1717 gedruckten »Unvorgreiflichen Gedanken« eine Handschrift gebe, die eine frühere Gestalt des Schriftstüchs darbietet, war seit 1877 bekannt, unbekannt aber ist das Vorhandensein zweier Reinschriften. So kann ich in Beziehung auf Umfang und Gestalt unserer Texte manches Neue bringen und auch in etwas der Wissenschaft dienen neben dem Hauptzweck, diese drei Schriften Leibniz's den Mitgliedern und Freunden des Sprachvereins nahe zu bringen und ihnen das Verständnis und die Freude daran vermitteln zu helfen, wo es nötig ist.

### I. Die Abhandlung über die beste Vortragweise des Philosophen (1670).

Auf Veranlassung seines Onkels, des Freiherrn von Boineburg, gab der junge Leibniz die 1553 zuerst gedruckte Schrift des Italiensers Marius Nizolius (Antibarbarus seu de veris principis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos libri 4) aufs Neue heraus. Die Ausgabe erschien Frankfurt a. M. 1670, eine 2. Auflage ebenda 1674. Im Titel der ersten steht Antibarbarus, in der zweiten ist es wieder eingesezt. Nizolius hat die Latinität und den schwülstigen Stil der spätlateinischen Philosophie an Latinität und Stil Cicero's gemessen; er bekämpfte die Ausdrucksweise der Scholastik und trat für Klarheit und Verständlichkeit der philosophischen Sprache ein. Leibniz schätzte seiner Ausgabe eine Einleitung voraus, in der er von der besten Vortragweise des Philosophen<sup>1)</sup> handelt.

<sup>1)</sup> de optima philosophi dictione auf dem Titel, in der Überschrift der Einleitung nur: de Philosophica dictione.

Sinnsgehend über Nizolius fordert er, daß der philosophische Ausdruck nicht nur klar und verständlich, sondern auch bestimmt und wahr sein, d. h. auf sicherer Wahrnehmung beruhen und das Wesen des Gegenstandes vollständig zum Ausdruck bringen müsse. Zu diesem Zwecke müsse, wie dies schon in England (Bacon) und Frankreich (Descartes) geschehen, die deutsche Philosophie in der Volkssprache reden lernen. Und mit großem Nachdruck vertritt L. die Ansicht, daß gerade die deutsche Sprache vor den romanischen Sprachen für den wahren philosophischen Ausdruck befähigt sei. Denn sie ist überaus reich ausgestattet mit Ausdrücken für die wichtigsten Dinge, mit Ausdrücken der Handwerke und Gewerbe. Sie ist den scholastischen Sprüngepunkten nicht zugänglich, weil man die lateinischen Ausdrücke der Scholastik nicht in die deutsche Sprache aufnehmen kann, ohne ihren deutschen Charakter aufzugeben; während sich dagegen jedes lateinische Wort leicht in ein nicht mehr lateinisches, sondern französisches oder italienisches Wort umlegen lasse. Es gibt schließlich hin nichts, was mit den Mitteln der deutschen Volkssprache nicht deutlich gemacht werden könnte; bei der Auswahl müsse man nur auf Knappheit und treffendes volkstümliches Sprachgut oder wenigstens auf eine volkstümliche Knappheit und Treffsicherheit Bedacht nehmen.

Diese Einleitung ist in ihrer lateinischen Fassung später wieder abgedruckt worden in Duten's Ausgabe der Werke L.'s IV, 1 (1768), S. 36 ff.; in Leibniz' opera philos. omnia ed. Erdmann I. (1840) S. 55 ff. und schließlich in L.'s philol. Schriften herausgegeben von Gerhardt 4 (1880), S. 127 ff.

Eine Übersetzung der Abschnitte XII. XIII bietet G. Pfeleberer, Leibniz als Patriot usw. 1870, S. 69 ff. Dieser hat er als Einleitung eine aus Stellen von VIII. XV. X. XI zusammengeleitete Prosa vorangeschickt. Ich habe die Abschnitte VI—XI, sowie XIV. XV so weit mitgeteilt, daß man L.'s Gedankengang verfolgen kann. Der Übersetzung Pfeleberer's bin ich vielfach gefolgt, bin aber auch ebenso oft von ihr abgewichen. Es ist an manchen Stellen nicht leicht, Leibniz's Meinung genau zu ermitteln und in gutem heutigem Deutsch wiederzugeben. So wird es auch mit nicht überall gelungen sein. An manchen Stellen glaube ich das Lateinische beizubehalten, in einigen wenigen anmerkungsweise auf Schwierigkeiten hinzuweisen zu müssen. Meinem Freunde Dölar Streicher bin ich für manchen guten Rat zu Dank verbunden. — Die Forderung in geschickte Abschnitte findet sich nicht in den beiden Urdrucken, auch nicht bei Gerhardt, sie ist von Duten's eingeführt und von Erdmann übernommen worden. Es schien mir zweckmäßig, sie gleichfalls beizubehalten und außerdem eine durchgehende Zeilenzählung beizugeben.

Meine Übersetzung beruht auf dem von Gerhardt 4, S. 138—146) gegebenen Texte, von dem die 2. Ausgabe 1674 einigemal abweicht.

(VI) Drei Eigenschaften muß nach meiner Meinung die Rede haben, wenn sie Lob verdienen soll: sie muß verständlich, wahr und geschmackvoll sein (claritas, veritas et elegantia). Denn der Nutzen, den sie stiften soll, liegt mehr in den behandelten Gegenständen selbst. Verständlich ist eine Rede, sobald die Bedeutungen aller in ihr vorkommenden Wörter jedem bekannt sind, der nur die nötige Aufmerksamkeit anwendet. Wahr ist eine Rede, deren Inhalt einleuchtet, weil der Wahrnehmende selbst in richtiger Verfassung und seine Entfernung vom wahrgenommenen Gegenstande angemessen ist (Vera est oratio quae sentiente et medio recte disposito sentitur). Denn der Maßstab für die Verständlichkeit ist das Erkenntnisvermögen, für die Wahrheit aber ist es das Wahrnehmungsvermögen . . . Geschmackvoll ist eine Rede, welche man mit Vergnügen hört und liebt . . .

Die Verständlichkeit ruht nicht allein in den Wörtern, sondern auch in dem Satzbau. Ist das Satzgefüge nicht durchsichtig, so wird zwar erkannt was die einzelnen Wörter für sich genommen bezeichnen, aber nicht was sie bezeichnen gerade an dem Orte und in dem bestimmten Zusammenhang. In dessen durch Dunkelheit des Satzbaues pflegen mehr die Redner und Dichter als unsere Philosophen zu händigen, wir müssen daher hier eingehender über die Verständlichkeit der Wörter für sich genommen handeln . . . Die Verständlichkeit eines Wortes ergibt sich aus zweierlei: aus dem Wort an sich oder aus dem Zusammenhang der Rede. Die Verständlichkeit der Rede hat zwei Quellen: den Ursprung und den (gegenwärtigen) Gebrauch des Wortes. Der Ursprung läßt sich in zwei Teile zerlegen: den Gebrauch der Wurzel und die Analogie der aus der Wurzel gesehenen Ableitung. Der Gebrauch ist die Bedeutung des Wortes, welche allen dieselbe Sprache Redenden bekannt ist. Analogie ist die Bedeutung der Flexion oder Ableitung, welche in gleicher Weise den die betreffende Sprache Redenden bekannt ist . . .

Bei der Verwendung von Worten gilt als Regel: wenn der Ursprung vom Gebrauch abweicht, soll man sich lieber dem letzteren anschließen; wenn der Gebrauch zweifelhaft oder wenigstens nicht entgegen ist, hält man sich lieber an den Ursprung. Wird ein Wort in verschiedenen Bedeutungen gebraucht, so muß man sich mühen, die sogenannte formale Bedeutung zu gewinnen, d. h. die Bedeutung des Wortes, welche alle gangbaren Bedeutungen in sich faßt . . . Aber wenn dies nicht möglich ist, muß man wenigstens so zu sagen, einen ursprünglichen Gebrauch ermitteln, d. h. einen, aus dem sich die übrigen Gebrauchsweisen so ergeben, wie jener sich selbst aus dem wirklichen Ursprünglichen ergeben hat, nämlich durch Übertragung und bildliche Verwendung (nempe per canales troporum) . . .

Den Gebrauch der herkömmlichen Kunstausdrücke muß man mehr als Hund und Schlange stehen und sich besonders jener Benennungen der Prädicamente (d. i. Kategorien; praedicamentorum vocabulis) enthalten, die sich zudem meist vom lateinischen Sprachgebrauch weit entfernen. An der einmal aufgestellten Erklärung muß man streng festhalten . . . Wenn das Wort gegeben ist, so muß man seine Bedeutung erkennen, und umgekehrt wenn die Bedeutung gegeben ist, darf das anzuwendende Wort nicht zweifelhaft sein . . . Am verständlichsten sind Kunstausdrücke, die aus dem gemeinen Wortschatz mit Bewahrung ihrer volkstümlichen Bedeutung entnommen sind (terminis e medio sumptis, usu etiam populari retento). Den herkömmlichen Kunstausdrücken eignet immer eine gewisse Unverständlichkeit (Obscuritas semper aliqua in technicis). Volkstümlich nenne ich einen Ausdruck, wenn Wort und Bedeutung allgemein üblich (usitata) ist, technisch, wenn entweder Wort oder Bedeutung nicht allgemein üblich (privata), sondern einem bestimmten Menschen oder einer einzelnen Menschensklasse eigentümlich ist.

[Als Beispiel für solche nicht allgemein übliche Worte führt L. das Notwiesche an, das er aus Konr. Wesners »Mithridates« (1555) kennt.

Dieses wird von der Wortmalerei beherrscht, und die Wortbildung erfolgt nicht wie durch Zufall oder willkürlichen Antrieb des Geistes, sondern mit Überlegung . . .]

(X) Man soll sich also der Kunstausdrücke enthalten und vor ihnen hüten, so weit es möglich ist — immer möglich aber ist es nicht der Zweifelhafteit wegen, die sich einstellen würde, wenn man stets nur Worte der Volkssprache brauchen wollte. [Als Beispiel eines Falles, wo es nicht möglich wäre, bringt L. den mathematischen Kunstausdruck Quadrat, der den Begriff der Viereckigkeit, der Gleichseitigkeit und der Rechtwinkligkeit und auch noch den der Ebene in sich vereinigt . . .] Wenn nun auch durch solche Auflösung des Begriffs der Kunstausdrücke in rein bestimmliche Ausdrücke das Urtheil an Festigkeit gewänne . . ., so würde doch das Gedächtnis durch sie erdrückt werden. Daher war es nötig, Kunstausdrücke zur Bezeichnung der Dinge zu schaffen, denen das Volk, sei es weil es nicht auf sie achtet, sei es weil es ihrer selten bedarf, besondere Namen nicht beigelegt hat, und es für ausreichend hält, sie bei eintretendem Bedürfnis durch Umschreibung zu bezeichnen. Und es ist ohne Einschränkung wahr (verissimum), daß es nichts gibt, das nicht wenigstens mit Hilfe mehrerer Worte der Volkssprache ausgedrückt werden könnte. Daher betont also Wozolius überall mit Recht, daß man das für nichtig, schwundelhafte (pro commentatio) und wertlos halten dürfe, dem in der gemeinen Sprache nicht wenigstens ein allgemeiner Name (vox generalis) beigelegt wäre, d. h. (wie ich es verstehe) einer, der mit anderen ebenfalls allgemeinen verbunden schließlich doch die betreffende besondere Sache zu bezeichnen imstande wäre.

(XI) Denn die Philosophen sind dem gemeinen Mann (plebeus) nicht immer darin voraus, daß sie andere Dinge bemerken als er, sondern dadurch, daß sie auf die Dinge in anderer Weise achten, nämlich mit dem Auge des Geistes und mit Überlegung und geistiger Anspannung, und indem sie die Dinge mit einander vergleichen. Die Aufmerksamkeit der Menschen aber kann nicht besser auf eine Sache hingelenkt werden als dadurch, daß man ihr einen bestimmten Namen beilegt, welcher einem selbst als Merkzeichen für das Gedächtnis dienen kann und gegenüber anderen als Ausdruck einer bestimmten Auffassung. Weit entfernt, daß die Philosophen vorboregenere und edlere Dinge beachten als die übrigen Menschen, hat vielmehr oft ein Haarkäusler (cimilo) »und Michymist dazu« besser begründete und hellere Begriffe vom Wesen der Dinge gehabt als irgend ein Philosophaster, . . . der stubenhockend (inter claustra) nur über den Haecceitäten oder Haecceitäten brütete. Wenigstens war es so, bevor der unvergleichliche Baco von Verulam und andere vorzügliche Männer die Philosophie von ihren Luftfahrten oder aus dem eingeübten Raum auf diese unire Erde und zum wirklichen Leben (ad usum vitae) zurückriefen. Die Philosophen beachten also oft nur eben das, was auch die andern beachtet haben, aber sie richten ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Seiten, welche die andern unbeachtet

gelassen. [So habe Noachim Suringius in Hamburg zahlreiche Arten von Insekten beobachtet und gesammelt, an denen die andern, obgleich sie sie auch gesehen, achlos vorübergegangen seien. Die Chemiker und Ärzte beobachteten Körper und ihre Eigenschaften, welche andere nie wahrgenommen. Und der zuerst das Mikroskop handhabte, habe bis dahin unbekannte Eigenschaften und besonders Farben zu sehen bekommen.] Für diese Fälle muß man entweder neue Namen bilden oder vorhandene durch Übertragung dafür passend machen . . .

110 So darf also folgendes für ausgemacht gelten. Alles was sich nicht mit den Mitteln der Volkssprache auseinandersehen läßt, ohne doch (wie viele Arten der Farben, der Gerüche, des Geschmacks) durch unmittelbare Sinneswahrnehmung festzustellen, — damit ist es nichts, und alles derartige muß von der Philosophie wie mit einem esfündigenden Bannspruch (paculari quodam carmine) ferngehalten werden.

Daher pflegen einige geistvolle Philosophen jene herrlichen dialektischen Disputatoren dazu zu drängen, daß sie alle ihre Kunstausdrücke sachtlich erklären, oder wenn sie dieser beschwerlichen Forderung entgegen wollen, daß sie sich zu irgend einer lebenden Sprache oder zu der Sprache ihres Volkes (ad linguam aliquam vivam seu popularem) herablassen und versuchen, in dieser ihre Gedanken darzulegen. Geht es nicht, so kann man die wunderbare Beobachtung machen, wie sie entweder in schwere Berlegenheit kommen, oder falls sie ja den Versuch wagen, vor den Anwesenden zum Geplöth werden, sofern diese nur zwar urteilsfähige und 125 erfahrene Männer sind, der lateinischen Sprache aber nicht eben allzuviel nachtragen (Latinae linguae non admodum curiosi).

Ich schreibe es hauptsächlich diesem Umstande zu, daß in England und Frankreich allmählich die allzu scholastische Weise der Philosophie abgenommen ist. Dort hat man schon längst angefangen, die Philosophie in der 130 Mutterprache reden zu lehren (sua lingua excolere), so daß bis zu einem gewissen Grade auch dem Volke selbst, ja auch Frauen die Möglichkeit gegeben ist, sich ein Urtheil über die Sache zu bilden. Dasselbe wäre wohl auch in Italien und Spanien geschehen, wenn dort nicht die scholastischen Theologen ihren Seelenverwandten von der Philosophie (cognatis sibi 135 philosophis) zu Hilfe gekommen wären. Und so hat in Deutschland, von anderen Gründen abgesehen, die scholastische Philosophie desweges fester gehaftet, weil man hier erst spät angefangen hat, philosophische Gegenstände in deutscher Sprache zu behandeln und dies auch gegenwärtig noch nicht genügend tut.

140 Und das möchte ich zu besaupten wagen, daß zu dieser sichten den Prüfung und Untersuchung philosophischer Sätze durch eine lebende Sprache keine europäische Sprache geeigneter ist als die deutsche. Denn das Deutsche ist überaus reich und allseitig ausgestattet mit Ausdrücken für das Wirkliche, zum Weib aller anderen Völker. Sind doch die Gewerbe und 145 unter ihnen besonders die Handwerke (artes reales et inter eas mechanicae)

seit vielen Jahrhunderten von keinem Volk eifriger gepflegt worden, so daß selbst die Türken in den griechischen und kleinasiatischen Bergwerken deutsche Bergmannswörter brauchen. Dagegen um bloße Hirtengepinst (communitia) auszubrüden, ist das Deutsche wohl am wenigsten geeignet, jedenfalls bei weitem weniger geeignet als das Französische, Italienische und andere Ableger der lateinischen Sprache. Denn in den Tochter Sprachen des Lateinischen darf man ein lateinisch-fremdes Wort nur leicht umbiegen, so wird ein nicht mehr fremdes französisches oder italienisches Wort daraus. Daher haben sich in der Scholastik viele Wörter erhalten, die man ins Französische, so gut es gehen wollte, übertragen hatte. In Deutschland (nisi dagegen hat das noch niemand versucht, ohne damit völlig abzufallen (nisi omnium sibilis exceptus). Hätte jemand bei uns die lateinischen Ausdrücke beibehalten oder umbilden wollen, so könnte das Ergebnis nur eine philosophische Erörterung nicht mehr in deutscher, sondern in lateinischer Sprache sein. Diese aber hätte keinen Nutzen gehabt, sie wäre ja von keinem des Lateins Unkundigen verstanden worden, weil eben das Deutsche vom Latein so himmelweit verschieden ist. Darin, daß dies in Statensischen und Französischen ganz anders ist, liegt denn auch der Grund dafür, daß die Philosophie bei uns erst so spät in der Volkssprache behandelt worden. Denn die deutsche Sprache schreute zwar nicht vor der Philosophie als solcher zurück, wohl aber vor der fremdartigen Philosophie. Und da diese fremdartige Weise des Betriebs der Philosophie erst spät zurückgedrängt worden, so ist auch nicht zu verwundern, daß das Deutsche als Sprache der Philosophie so langsam vorwärts gekommen ist.

## (XIV)

Was vom Deutschen gilt, das gilt auch von seinen Tochter Sprachen, 170 dem Schwedischen, Dänischen, Englischen und Niederländischen, nur daß die (fremde) Nachbarschaft das Niederländische und Englische in der Zulassung fremdsprachlicher Worte kühner gemacht hat. Dagegen weiß in Deutschland der Gebrauch ernster Männer, wie der des Volkes, dergleichen mit Absicht zurück, wenn gleich einige Scholastiker oder elende Wanderphilosophen (peregrinatoruli) mit lauter lateinischen, italienischen und französischen Worten klappern. Die slavische Sprache führe ich hier nicht an: sie ist für den Ausdruck des Wirklichen nicht eben reich ausgestattet und bezeichnet die gewerblichen oder die vom Auslande eingeführten Erzeugnisse mit deutschen Wörtern . . .

## (XV)

Da es also sicher ist, daß es schlechthin nichts gibt (eas res esse nullas), was mit Ausdrücken der Volkssprache nicht deutlich gemacht werden könnte, es ferner ebenso gewiß ist, daß jede Rede um so verständlicher ist, je mehr ihre Ausdrücke der Volkssprache entnommen sind, . . . so ist offenbar, daß Regel und Maß für die Auswahl der Ausdrücke möglichst knappe und treffende Volkstümlichkeit oder möglichst volkstümliche Knappheit und Trefflichkeit (compendiosissimum popularitatem vel popularissimum compendium) sein müssen. Wenn also irgend Ausdrücke der Volkssprache zu Gebote stehen, die gleich knapp und treffend sind, so soll man sich

der (herkömmlichen) Kunstausdrücke enthalten. Es ist dies in der That eine von den Grundregeln der philosophischen Ausdrucksweise, gegen die alleenthalben verstoßen wird, besonders von Metaphysikern und Dialektikern. Denn nicht wenigstens von dem, was zu der Dialektik und Metaphysik gehört, begegnet sehr häufig auch in Gesprächen, Aufzeichnungen und Gedankengängen ungelehrter Leute (creberrime in sermonibus, scriptis, cogitationibus etiam plebeis occurrit), und im täglichen Leben ist derartiges allenthalben geläufig (in omni vita passim teruntur). So kommt es, daß das Volk, aufmerksam gemacht durch ihr häufiges Vorkommen, derartige dialektische und metaphysische Gegenstände mit wirklich im Gebrauch befindlichen Sonderworten bezeichnet hat, die im höchsten Grade natürlich und treffend sind. Und wenn derartige Volkswörter zur Verfügung stehen, ist es eine Sünde (peccatum est), durch meist auch un bequemere selbstgemachte Neuwörter die behandelten Gegenstände zu verdunkeln und sich dergestalt zwar vor den Unerfahrenen so bewundernswert hinzustellen, vor den anderen aber ebenso lächerlich zu machen. Ganz zu schweigen von dem Ungelicht, das sich bei Bildung solcher Neuwörter oftmals geltend macht. Das nämliche gilt für die Gebiete der Sittlichkeit, des Staates und des Rechtes. Da diese Gebiete in gleicher Weise dem Verständnis aller zugänglich sind, so wird von selbstgemachten neuen Ausdrücken bei ihrer Erörterung selten etwas anderes als Verdunklung erwartet werden dürfen; selten, sage ich, denn ich gebe auch zu, daß es keine Wissenschaft gibt, in der man dann der Kunstausdrücke enttraten kann, wenn die Sache dem Volksempfinden fremd oder ihm eingeschunden ist. In der Mathematik aber, Physik und Mechanik hat man noch am meisten neue oder neu angewendete Kunstausdrücke nötig. Die Gegenstände dieser Wissenschaften liegen dem (allgemeinen) Verständnis nicht nahe und befinden sich auch nicht in häufigem Gebrauch der Allgemeinheit. Denn in diesen Wissenschaften werden die Dinge vorgeführt oder werden Eigenschaften entdeckt, indem man die Gegenstände in ihre Teile zerlegt, sie verändert, bewegt, ihnen zufügt oder von ihnen wegnimmt, sie an andern Ort bringt, sie mischt und überhaupt fleißig Versuche macht, welche die Laien (vulgus) außer durch die Not gezwungen nicht zu machen pflegen, sondern den Sachleuten der betreffenden Wissenschaft überlassen. Doch wenn herkömmliche Kunstausdrücke (der Mathematik, Physik oder Mechanik) nicht viel knapper und treffender sind als entsprechende Wörter der Volkssprache, so sollte man auch ihnen gegenüber die allgemeine Abneigung gegen die Kunstausdrücke walten lassen und sich wesentliche Erleichterung des Gedächtnisses von ihnen nicht versprechen (Sed etsi termini technici parum sint popularibus compendiosiores, notabile tamen taedii aut memoriae levamentum hinc non oritur). Es bleibt also dabei, daß es zweckmäßiger ist, sich der philosophischen Kunstausdrücke überhaupt zu enthalten.

. . . [Mit der Neuherausgabe der Schrift des Rigolius habe Leibniz (XXI)



**Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu über, sammt beygefügten vorschlag einer Teutsch geimten Gesellschaft.**

Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlthat seines Vaterlandes billig am meisten zu gemüthe gehen solle, welches denn sowohl unsre eigene angelegenheit (nicht allein um der erhaltung, sondern auch um der vergnügung willen), als auch die gemeine schuldigkeit mit sich bringet. Denn was die erhaltung betrifft, so ist bekand, daß eines jeden sicherheit auf der gemeinen ruhe sich gründe, deren verstärkung einem großen erdbeben oder Druck gleich, darinn alles über und über gehet, da keiner mehr mit rath oder that sich helfen kan, sondern wer nicht zu entfliehen vermag, welches denen wenigsten wiederfähret, sich mit geschloßenern armen daren geben und alle augenblick des Verderbens erwarren muß, wie wir in diesen kriegskäuffen gnugsam erfahren. Gleichwie aber das gemeine unglück unsre gefahr, also ist hingegen des Vaterlandes wohlstand unsre Vergnügung. Denn dadurch haben wir überfluß von allen Dingen, so das Leben angenehm machen, wir wohnen unter unserm weinstock und fetgenbaum; die fremden erkennen und rühmen unsrer glück, und weil jeder ein glied dieses bürgerlichen Körpers ist, so empfinden wir Kräfte von dessen Gesundheit und süßten alles, was ihn angehet, durch eine sonderbare verordnung Gottes. Denn wo solte es sonst hehrkommen, daß wenig gutartige Menschen zu finden, die sich nicht über ihres landes freuden, oder die in der fremde nicht gleichsam ihr Herz mit einem landtsman theilen solten? Das band der sprache, der sitten, auch sogar des gemeinen Rahmens vereiniget die Menschen auf eine so kräftige, wie wohl unsichtbare weise und machet gleichsam eine art der verwandtschaft. Ein brief, eine zeitung so unsre Nation angehet, kan uns kräncken oder fröhslich machen. Das können uns fremde gleich an den augen ansehen, und dazern sie verständig seyn, müssen sie unsre Neigung loben: der aber über seines Vaterlandes unglück freude bezugen würde, Den würden auch Die, so sich sein gebrauch, in ihren Herzen vor einen bösen und unehrlichen Menschen halten. Welche Meinung von sich kein edles gemüth mit gedult ertragen kan. Über dieß so werden solcher Landsverrathen wenig in ihrer bößheit so gar verhärtet seyn, daß sie nicht auch mitten im glück und fortgang ihrer bösen anschläge einen stets nagenden Wurm fühlten solten. Dagehr zu schließern, daß die liebe des Vaterlandes nicht

1/2 Links v. Überschr. [Vorschlag] einer Teutsch gesinneten Gesellschaft. 3 [schonfertig] gewiß  
4 Wohlthat [und der Ruhm] 5 sollte [gleich] wie jedem Seefahrenden an erhaltung des  
[Wettes] nicht allein der verstand mit sich bringt gleichwie einem Seefahrenden alles an  
erhaltung seines schiffs gelegen 10 gleichsam 11 : zu : entfliehen kann] vermag 13/14 wie  
bis erfahren sp 22 nicht [von ganzen Herzen] 22/23 landes [eigenheit] ihrer Nation  
ehre] und 25 [denn daß] das 32 auch [fremde] bösen und sp 33 [verrätther und]  
unehrlichen 34 kan. [aber] über bis Landesvertraue (so) sp 35/36 auch bis anschläge sp

auf einfältiger Leute einbildung, sondern auf der wahren Klugheit selbst gegründet sey. Welche dann durch die Schuldigkeit bestärket wird, so Gott und Menschen uns auferleget: Gott, dieneil er allezeit das beste will, nun ist aber besser was vielen als was einem erpreißlich; die Menschen aber, indem sie diese undankbarkeit nicht leiden können, daß der dem Vaterland Leben und aufneymen schuldig, sich dessen wohlthat nicht weiter als sie ihm einträglich, angehen lassen sollte.

St nun einiger Mensch seinem Vaterland verpflichtet, so sind es wir, die das Werthe Teutschland bewohnen. Ich will nicht ausführen, daß ihm der himmel genogen, der es weder mit übermäßiger Hitze brennet, noch zu einer unerträglichem kälte verdammet; daß ankündende krankheiten bey uns selten, daß wir von Erdbeben fast nichts wissen, so Affen und Welschland erschrecken, daß unser erdreich mit metallen durchzogen, mit Früchten bedeket, mit thieren angefüllet, und da wir unser glück erkennen wolten, uns fast alles zu hause giebt, was nicht nur zur nothdurft, sondern auch zur bequemtlichkeit, wohlflust dienet. Waschen bei uns die Dranien-äpfel nicht von sich selbst, so haben wir auch keine scorpionen zu fürchten. Und unsre vorhoffen laden mehr als was uns Indien schicket. Warum solte man bey uns nicht so wohl guthe seide und zucker als herrliche weine zeugen können, die nicht weniger der Sonne bedürftig? Wenn unsre Leinwand wohl bearbeitet, können wir den des schädlichen Catoens wohl entbehren. Mit Metallen haben wir den vorzug in Europa, und sind die metallischen künste bey uns aufs hochste gestiegen. Wir haben zuerst eisen in stahl verwandelt, und kupfer in messing; wir haben das eisen zu überzinnen erfunden und viel andere nützliche wisenschafft entdeckt, also daß unsre künster in der edlen Chymie und bergwerksachen der ganzen welt lehrmeister worden. Wir haben reiche fassquellen und unvergleichliche Sauerbrunnen, welche unter einem annehmlichen Schmad mehr als eine ganze Apotheke führen und der Natur wunderlich zu statten kommen. Unsre Seeflüte ist mit ansehnlichen städten und herrlichen einfahrten bemerket; das innere unlers Landes wird von schiffreichen wässern durchkreuzet. Es sind stein und

39 bestärket wird sp 40 [weil be . . .] bestärket wird] Gott 41 [was vielen gut] besser  
43 der [der gemeinen] dem 44 u. 45 [vielen grund habe ich nicht ohne ursach legen wolten, dieneil ich sehe, daß viele Menschen heut zu tag] [Wer nun dieses wohlbezügigen und ein rechter Patriot seyn will] [Wer nun diesen grund geseget, dem wird] [Dieses ist nun der grund darauf unser wohlhaben ruhet, welchen wohl zu bestreiten bey diesen verberben Zeiten uns so viel desto mehr nöthig gewelen dieneil es leiber dazuh kommen, daß einige sehr Gesser öfentlich mit der Gottesfürcht und dem Vaterlande spotten Wer aber ein rechter Patriot seyn will, wird] 46/47 [sagen] ausführen daß [bessen erdreich fruchtbar] ihm der 48 [mitt] zu 50 [sein] unsrer metall: [früchten und thieren] 51/52 [zu finden wolten] erkennen wolten [nichts] uns fast sp 56 [über unsere nachsichtigkeit] wir haben gnugsam  
gesehen, daß bey uns gut herrliche seide zu zeigen, unser wolle wird nur alzu viel in fremde lande versendet] Warum 56/61 Warum bis gestiegen sp 58 Wenn [ist] 62 erfunden  
land und ipo lehrmeister der ganzen welt in bezugweß [sach] [Schöhne . . .] hols sein bauholz  
sein reiche] 62/64 und viel bis worden sp 65 [herrliche] reiche 66 mehr als sp  
68 ansehnlichen [Städten besetzt und das inn] 69 durchkreuzet [daran die gügel mit weine und die städter mit felt . . .]



Marmorbrüche in den felsen, und bauchlos die fülle in den wäldern; 70  
 leder, rauchwerck, wolle, leinwand haben wir überflüssig; ja daß selbe  
 bey uns nützlich zu zeugen, habe bereits erwehnet und sind dabon unter-  
 schiedene Proben vorhanden, davon ich viel umstände sagen könnte.

Wenn wir die gaben Gottes gnugsam zu brauchen müßten, würde es  
 uns kein land so gar an izerde und bequämlichkeit bevoorthun. 75  
 lassen uns gewächse aus der fremdde schicken, die bei uns ganze felder  
 bedecken. Wir verwundern uns über den äußerlichen glanz der fremden  
 lande, durch die wir reisen, und bedenken nicht, das allemahl das beste  
 zur schau herausgeleget: sie wissen besser als wir ihre ungelogenheiten zu  
 verbergen, aber wer in das innere schauet, siehet ihr elend, und muß unser 80  
 Teutschland loben, daß ein rauhes ansehen einen nähernden fast in sich  
 hat. Denn seine hügel stiezen mit wein und seine thäler trieffen mit  
 fett. Wenn der Herr friede giebet, so wohnet freude und wonne in  
 unsern Mauern. Gelegnet ist dieß Land, wenn es den Herrn fürchtet 85  
 und wenn seine inwohner die tugend lieben. Gott hat den Teutschen  
 stärke und muth gegeben, und es reget sich ein edles bluth in ihren  
 adern; ihre aufrichtigkeit ist ungefärbt und ihr hertz und mund stimmen  
 zusammen. Wer höret bey uns von vergiftungen, damit man anderswo  
 eigne gerichte bemühet? Und wie will man in diesen landen Mordel- 90  
 mörder und falsche Zeugen gleich wie lehpferde umbs lohn zu dingen  
 finden? Wir hören von fremder boßheit reden gleichwie von seltsamen  
 wunderthieren; und da auch gleich einige Grieder angefeket, so kan man  
 doch sagen, daß der leib gesund sey.

Was ist edler als die Teutsche Freyheit, und sagte nicht jener tapfere  
 fürst recht, Teuschland sey ein freyes Reich und billig das freyeste auf 95  
 der welt? Ich weiß, einige Klugbindende werden meiner alhier spotten.  
 Ihr hochstiegender Verstand ist dahin kommen, daß sie die Religion vor  
 einen Zaum des böbels und die freyheit vor eine einbildung der ein-  
 fältigen halten. Bald sagen sie, es habe der Kayser die stände unter- 100  
 drückt, bald wollen sie uns bereden, daß die Stände selbst ihre unter-  
 thanen mit einer harten Dienstbarkeit beschwehren. Solche leute soll man  
 billig stiezen und haßen, gleichwie die so die brunnen vergiften. Denn  
 sie wollen die brunnen quell gemeiner ruhe verderben, und die zufriedenheit  
 der gemüther verstören, gleichwie die, so schreffliche Dinge außsprengen  
 und dadurch die hertzen der Menschen ängstigen; sie sind denen gleich, 105

72/73 habe bis verstanden sp 73 [Des haben wir Groben genugsam] [mit unter schiedlichen  
 Groben befinden] davon 74 [Gelegnet ist das land wenn es den Herrn  
 fürchtet und wenn seine inwohner die tugend lieben] [Wenn wir die herrlichsten gaben der natur ge-  
 nüßten] Wenn wir 76 lassen uns [das] gemächte [von Paris schicken] aus der fremdde schicken  
 [mit denen bey uns] die 88 [Dagleich fremdde id] [wer hat bey uns von vergiftung gehört  
 und wo will man bey uns] Wer höret 92 [Stind] gleich einige Am Kamde: [sind auch] und da  
 auch [gleich] [mit fremder Stinde] angefeket 95 [das] Teuschland 96 meiner freyheit  
 [hört einfallt] 97 [Gottes fu] Religion 98 vor [einen mantes] 99 bald [ist ihnen  
 der Kayser zu nützlich] 101 einer [leibegenthaft] herten Dienstbarkeit sp 102 stiezen  
 [und iraken gleich] [sind nicht weniger iraken als die] 104 verstören [antlassen] 105 [nieder-  
 schlagert] ängstigen

so einen gefunden bereden, daß er krank sey, und verursachen dadurch,  
 daß er sich lege. Anstatt daß sie unsre munden mit oele lindern solten,  
 so reiben sie solche mit salz und eßig. Aber wir sind Gottlob noch nicht  
 so unglücklich, und unser Kleinod ist noch nicht verlohren; unsre krone  
 ist noch nicht von uns genommen; aber unsre wohlfarit steht in unsern  
 handen. Ich habe allezeit dafür gehalten und bin noch nicht davon zu  
 bringen, daß das Teutsche Reich wohl geordnet und in unser macht,  
 glücklich zu seyn. Die Mayestät unsres Kayfers und der teutschen  
 Nation hoßheit wird von allen Völkern amoch erkennen; bey concilien,  
 bey versamlungen wird ihm und seinen bottschaften der Vorzug nicht  
 gestritten. Er ist das weltliche Haupt der Christenheit und der allge-  
 meinen Kirche vorsther. So groß nun des Kayfers Mayestät, so gelind  
 und süß ist seine Regierung. Die sanftmuth ist dem Haus Österreich  
 angeerbet und Leopold hat auch die ungläubigsten und argwöhnigsten  
 110 zu erkennen gezwungen, daß es mit dem Vaterland wohl gemeinet.  
 Kan sich ein Reichsstand beschwehren, daß man seine clagen nicht höre,  
 oder daß er mit execution überreitet werde?

Sist nicht vielleicht die allzugroße lindigkeit das einzige, darüber man  
 in Teuschland klagen könne? Was in diesem Krieg vorgangen, daran  
 115 sind wir selbst am meisten schuld, und da wir uns amoch wollen  
 warnen lassen, so kann er uns zur lehre und künftiger Verwahrung  
 dienen. Und gleichwie in einem glaß, darinn die jagenannten vier  
 Elemente eingeschlossen, wenn es geschüttelt worden, alles durch einander  
 gehet, bald aber, wenn es ein wenig stillgestanden, jedes wiederumb  
 130 seinen plaz findet; Also kan verhoffentlich die nunmehr Gottlob erlangte  
 ruhe alles zu rechte bringen.

Sist nicht die menge der fürslichen höse ein herrliches Mittel, dadurch  
 sich so viel leute hervor thun können, so sonst im stände liegen müßten?  
 Wo ein ohnbefehrentes haupt, da sind nur wenige der Regierung theil-  
 135 haftig, deren gnade die anderen alle leben müssen, Da bey Uns  
 hingegen wo höse, alda auch hohe bediente seyen, so etlicher maßen denen  
 Königlichlichen selbst an die seite treten dürfen und ganz eine andere figur  
 in der welt machen als die, so in nahmen bloßer unterthanen sprechen.  
 Daher dann abzunehmen, daß diejenigen, so dafür halten, die Teutsche  
 freyheit beruhe nur in wenigen, denen die übrigen dienen müssen, und  
 betrefte also die unterthanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen.

107 sich [hochschäftig laße] lege vunden [liebe] 112/13 macht [sey] glücklich 114  
 [vorgang] höbet [Nationen] zückeren [bey] [untere stoffe haben in] bey 116 und [die  
 teutsche Nation hat vor allen andern den vorgang . . .] 121 [staud] Reichthum [belagert] be-  
 schwören, daß [er durch allzu geschwindes] man 122 execution ist geschriben 124 fürne.  
 [über wir müßten uns vor jener freyhe ausgegung hüten, die der klummet nicht ehe betriediget, bis er  
 ihnen zum löstigen etnen storch geschicket] Was 126 [schwerbet] Verwahrung 127 dienen [die  
 nun Gott lob erlangte ruhe kann alles erwidern bringen] und 132/33 Sist nicht bis abzunehmen sp  
 134 [Wo ein löstig : umbetig:] alles thut io . . . haben nothwendig] Wo 136 wo über [itel]  
 137 [können] dürfen ganz eine [ganz] andre 139 das [einige] diejenige lo sp [auch]  
 dorht 140 weniger [Säthern] 141 betrefte über [gehe] die unterthanen über [den ge-  
 meinen man] nicht [an gehe]



Antworte: freylich nichts, wenn diese obgedachte herrliche Dinge schon<sup>210</sup> gethan weren, denn man noch vollführten bau nicht mehr der hand- langer bedarf. Allein so großes glück können wir nach gemeinen lauff der natur so bald nicht hoffen: es sind noch einige kleinigkeiten übrig, welche so nützlich seyn als sie gering scheinen. Ein kleines steinlein im schuß kan einen reisenden hindern, und eine fliege an der wand kan<sup>215</sup> eines großen Staatsmans gedanken verjähren; also sind gewisse sachen, so ins gemein verachtet werden, aber deren unsichtbare würckungen ein großes zum gutzen oder bölen vermögen. Hier solte mancher meinen, man gehe etwa mit der Verbesserung des Schulwezens und der Universitäten um. Daran freylich ein großes hänget, aber also ist es auch nicht<sup>220</sup> gemeinet: es ist nicht ohne, daß dießfalls viel schöne vortheile herfür kommen; aber sie sind theils mit gar zu großem ungelium von ihren urhebern getrieben worden, welche zu viel von sich ausgeben und andere gegen sich verachtet; sonderlich aber die Professoren und andern, deren befuß die jugend zu unterweisen, auf eine harte weise angegriffen und<sup>225</sup> nicht bedacht, daß unter ihnen viel wohl verdiente leute, die mehrentheils thun so viel in ihren kräften, und sichs sauer genug werden lassen; zu zeiten auch ihre wohlmeinende gedanken nicht zu werck richten können, weil ihnen gelegenheit, günner, mittel gemangelt, die hände durch statuten oder durch ihre collegen gebunden gewesen, und sonst viele<sup>230</sup> hindernisse, darüber sie selbst klagen, im wege gehalten. Soll man also vielmehr ihnen zu helfen, als sie zu beschimpfen und zu verkleinern oder ihnen einzugreifen trachten. Ist derowegen gegenwärtiges fürhaben dahin ganz nicht gerichtet. Man läset billig den letzten zustand der gelehrtamkeit in seinem werth, der so böß nicht als manche glauben, und<sup>235</sup> ohne großen nachtheil des gemeinen Wezens nicht ganz umb zu kehren. Was man alhier vorzutragen gemeinet, gehet auff der jugend erzehlung nicht, es hat mit Universitäten und schulen nichts zu schaffen. Und ob es zwar von der Gelehrtamkeit nicht enifernt, so gehet es doch eben die allein nicht an, deren profession ist, gelehrt geachtet zu werden, sondern<sup>240</sup> alle die jungen, die ihr gemüth so wohl vermittelst guther bucher als nütlicher gesellschaft werden wollen. Das ist nicht die, so da ihre angehende studien forsetzen, sondern alle die, so dießfalls ihr Ziel erlangt und bey ihren Amis oder Berufs geschäften sich nützlich erquicken wollen. Solchen zu dienst und zur ergötzlichkeit, und aber zugleich, wie hernach erschein<sup>245</sup>

214/15 im (o. aus in) dem schuß 215 [mittel] fliege. an der wand sp 217 [hin]ge  
 sachen 219 [Gelehrtamkeit] Verbesserung 220 [also th] aber 221 [gebannt] vor-  
 theile 223 [stimm]ge) getrieben von sich geben] ausgehen 224 [denen Professoribus] vor-  
 andern [...] der jugend erzehlung mit sich bringet] 225 eine [harte unverbittene weise] 226  
 [so] die 227 [stimm]ge) [gemeint]ge) zu zeiten 230 [oder] und 233 [mehr für] gegen-  
 wärtiges 234 [gegenwärtigen] lehren 235 [davor halten] glauben 237 [ruhret nicht]  
 geset 238 [ih]n] schiffen Und ob bis 254 machen steht am Rande als *Ersatz für einen*  
*gestrichlenen Absatz ähnlichen Inhalts, der nicht mehr völlig lesbar ist. Mehrmals kommt der Aus-*  
*druck steinleu vor und dann heißt es: [alle diejenigen denen gelegenheit nicht gewesen sich bey*  
*der studien und latein aufzuhalten, so aber gleich wohl unter den gemeinen Man nicht zu rechnen]*  
 242 [wie gewisse] ihre [studien] angehende 244 [Zielen unter denen] Solchen

wird, zum gemeinen besten und zu ruhm und aufnehmern des Vaterlandes soll dieses gemeint seyn.

Weil nun unter solchen Personen nicht nur gelehrte, sondern auch hof- und weltleute, ja selbst und zupörderst das frauenzimmer, und kürzlich<sup>250</sup> alle die jenigen begriffen, so unter den gemeinen Man nicht zu rechnen, so wird dienlich seyn, alhier zu erklären, worinn eigentlich der gemeine Mann von denen unterschieden, die Prometheus aus edlern laim ge- bildet. Denn an sich selbst nicht reichthum, noch macht oder geschlecht, sondern die gaben den unterschied machen. Wann man nun mit fragen<sup>255</sup> will, was eigentlich der gemeine Man sey, so weiß ich ihn nicht anders zu beschreiben, als daß er die jenigen begreiffe, deren gemüth mit nichts anders als gedanken ihrer Nahrung eingenommen, die sich niemahls höher schwingen und so wenig sich einbilden können, was die begierde zu wissen oder die gemüths Lust vor ein ding sei, als ein taub-<sup>260</sup> geböhrener von einem herrlichen Concert zu urtheilen vermag. Diese Leute sind ohne erregung und feuer; es scheint, sie seyen zwar aus der Adamischen erde gemacht, allein der Geist des lebens sey ihnen nicht eingeblasen worden. Sie leben in der welt in den tag hinein, und gehen ihren schritt fort wie das Vieh; historien sind ihnen so guth wie<sup>265</sup> mährlein, die Meisen und weltbeschreibung sechten sie nichts an, daher sie auch die weisheit und regierung Gottes wenig betrachten; sie denken nicht weiter als sie seyen; man wird auch sogar finden, daß sie denen feind seyen, so etwas weiter gehen und sich von diesem Hauffen absondern wollen. Kommen solche Leute zusammen, so sind ihre unterredungen<sup>270</sup> oft nichts als Verleumdung ihres nächsten und ihre lust ist viehisches sauffen, oder spißbüßisches kartenpiel. Von diesem tummen Volk sind alle diejenigen abzuondern, so ein mehr freyes leben führen, die eine besiehung an Historien und reisen haben, die bisweilen mit einem an-<sup>275</sup> nehmlichen Buche sich erquicken, und da in einer gesellschaft ihnen ein gelehrter und beredter man aufstöset, solchen mit sonderbarer Begierde anhören. Solche leute sind gemeintlich eines weit edleren gemüths und tugendhaften lebens, sie sind auch dem gemeinen Wesen verträglich, sie werden nicht gegen ihre obrigkeit toben noch des bößels gemüths be-<sup>280</sup> wegungen folgen, sondern sich gern von ihren vorgelegten weisen lassen; und weil sie weiter hinaus sehen als andere, so können sie auch jedes-<sup>285</sup> mahl die schwerezeiten, die gemeine noth und die Vorsorge ihrer obrigkeit besser beherzigen. Sie werden auch in Striegssachen nicht ein blinds wesen und tolle lust alles zu verderben, sondern ein ehr und

246 [umb] zum (o. Rade,) gemeinen besten [willen] 247 [gleichwohl] auch das gemüth] dieses 256  
 anders [zu antworten] et (k aus es) [diejenige seyn] 257 die [ihr gemüth niemals] 258  
 noch wissen was die begierde zu wissen] und so 261 [geist und] erregung 264 sind [ihre ge-  
 rüthge sorg] 265/66 dochtr bis betrachten sp 267 als [was] sie sehn [ie ... reben  
 auch sogar beneh uet nach] man 272 freyes [und artiges] [weiche] die 279 folgen  
 sie sind geschickt zu Mittern denken etwas hinaus als ihres gleichen] sondern gern bis  
 vorgelegten sp 280 sie sp sehn sp 283 [segende viehisch] tolle 20\*

ruhm liebendes gemüth, auch mehr herz und verstand spüren lassen; und zu allen krieges und Friedens ämtern und verrichtungen geschickter seyn.<sup>285</sup> Se mehr nun dieser leute in einem land, je mehr ist die Nation abgefeinet oder civilisirt, und desto glückseliger und tapferer sind die einwohner.

Wönnen wir nun dieser leute Zahl vermehren, die lust und liebe zu weisheit und tugend bey den Teutschen heftiger machen, die schlaffenben erwecken, oder auch diesen reinen feuer, so sich bereits in vielen trefflichen gemüthern sowohl bey standes personen, als auch so gar bey niedrigen Leuten und nicht weniger bei dem liebreichen frauenzimmer als tapfern männern entzündet, neue und annehmliche nahrung verschaffen, so achten wir dem Vaterland einen der größten dienste gethan zu haben, deren privatpersonen fähig seyn.<sup>295</sup>

Dies ist unser vorhaben, welches niemand eingreift, noch beschwähret, dieß ist der vorschlag, welchen wir nicht nur thun, sondern auch durch anderer wohlmeinenden personen vereinigung vollstrecken können: Dieß sind die studien, welche wir befördern, dahin ist die Teuschgeimte gesellschaft gemeint, deren art aber auß folgenden mehr erscheinen wird.<sup>300</sup>

Damit man nun solches alles deutlicher vorstelle, so ist zu bedenken, daß die gemüthskunst in zweyen Dingen beruhet: bestiebiger verrichtung und annehmlichen Gedanken. Und gleichwie uns aniesz die verrichtungen eigentlich nicht angehen, also wollen wir nur allein alhier bedenken, daß gute Gedanken sowohl von lesen der bücher, da lust und nutzen, als auch besuchung solcher gesellschaft, da man etwas erprießliches höhren und auch anbringen kan, zu entziehen pflegen. Deren beydes in Teuschland also wohl nicht eingerichtet, wie es seyn köndte und bey deren ausländern gepiret wird. Müssen wenig rechtschaffen bücher vorhanden, so in teuschler sprache geschriben und den rechten schmack oder lust haben,<sup>310</sup> welchen etnige andere völker in ihren schriftten so wohl zu unterscheiden wissen.

Wir schreiben gemeinlich solche bücher, darinnen nichts als zusammen gestoppelte abschriften aus andern sprachen genommen, oder zwar unsre eigene, aber oft gar ungeremte gedanken und unbändige vermunftsätze,<sup>315</sup> deren tezo manche herumblaufende chartequen voll seyn, darinn weder kraft noch leben, deren ungeschicktes wesen so oftmahls mit der gesunden vernunft streitet, dem leser etlicher maßen ansetzet und die reinigkeit des

288 können bis 294 vaterland steh in etwas abweichender erster Fassung (289 und tugend felt; machen) anzuhenden; 290 trefflichen herr löhen; 291 auch bis bey felt; 292 liebreichen loblichen 293 annehmliche) guße) auch geschriben am Kanale (und ihre) die 289 bey den Teutschen am Kanale schlaffenben gemüther) 293 [eger) entzündet [rechtschaffen) annehmliche 299 befördern [vollten) 301 [maché) vorstelle 302 [verfasset) beruht 305 [die] [solche) gute 309 rechtschaffene [gute) 310 [reinen) ge[schmack) rechten 311 [die) ausländ) etnige andere [sprachen) 313 Wir schreiben [entweder große [werte) Bücher [so) nur gewisse professionen angehe) oder mit copieren alles und die nicht sowohl zur erquickung des gemüths als dem nutzungsweert dienen und [wüden) gemeinlich nicht zum besten abgefasset, oder dofern das wech mehr gemein und annehmlich werden soll, so fands etnwoer nichts als als zusammen getragene abschriften anderer und sonderlich lateinische und ausländische bücher! [so) entweder) darinnen 314 oder [es) sind gar obngereimic)

verstandes auf eine ohnvermerkte weise verletzt. Weil man nun dergemaßen halt bey uns insgemein fast keine Wahl nicht hält, so gehet es uns etlicher maßen wie den Nationen, so von einer schönen Music nicht zu urtheilen wissen; oder wie den Münchs-gelehrten vor etlichen 100 Jahren, da man den rechten geschmack der edlen wissenschaft verlohren gehabt und sich anstatt eines wohl geschickten weizens mit eicheln, spren und kleyen behofften,<sup>325</sup> bis etwa im vorigen jahrhundert das schlecht recht wieder angezundet worden. Darauf dann auch alsbald in den schriftten sich ganz ein ander glanz hervorgethan, der nummehr bei denen Welschen, Franzosen und Engländern nicht nur denen gelehrten eigen blieben, sondern bis in die muttersprache selbst herabgesoffen.

Daß es aber bei uns Teutschen so weit nicht als bey ihnen kommen, solches hat viele ursachen. Ich will von denen kriegten nicht sagen, die alle gute gedanken verfüreret, so will ich auch nicht weislich erwehnen, daß bey uns keine rechte allgemeine Hauptstadt sey, die vor ein brunquell der Mode und Richtung der Nation zu halten; aus welchem<sup>335</sup> mangel erfolget, daß die gemüther sich nicht auf einen weg gefunden, noch ihre erinnungen zusammen gefüget, sondern daß manche gute gedanken so zu sagen wie zerstreute und abgedrochene blumen verweissen müssen. So will auch nicht erwehnen, daß wohlmeinende leute wenig befördert oder belohnet worden, und hohe Standespersonen nicht allemahl solche neigung, wie ander Nationen beispiel nach zu windischen gewesen, spüren lassen. Auch die Religions-trennung in den Studien selbst einen solchen riß in Teuschland gemacht, daß wer deren zustandes kundig, den überaus großen unterschied der erziehungsart selbst gunglam spürt. Solches alles nun zu übergehen, ist genug, daß mir zu erweisen getraue, wie daß alle diese hinderungen nicht unüberwindlich seyen, nach dem nun Gottlob der friede uns wiederum einen annehmlichen blid geben. Und obzwar nicht ohne

ist, daß wenn Kayserl. Kayt. in einer großen Reichsstadt mitten in Teuschland wohnen solte (welches aber auch nur um der Ursache wegen bedenklich, daß auf den fall vielleicht Wien bereits verlohren were), so würde ich gesehen, daß alda sowohl die Teusche Macht als Weisheit ihren hauptstük haben und von dannen sich in die Provinzien des Reichs ausbreiten würde. Allein wenn ich hingegen bedencke, daß in Welschland

321 [bauartlichen) Nationen 322 ober [auch) wie es in den Münchs Betten bey den Gelehrten selbst gewesen da man den Geschmack der Griechten und Römer verlohren gehabt, bis er vor etwas mehr als 100 Jahren sich wieder gefunden] wie bis 325 werden sp 326 [schreiben [gleichsam ein fristlicher) fast] sich bis glanz sp 327 [Franzosen) Welschen) Welschen 328 [bey) doner 329 [sich) ausgetreitet) herabgesoffen 332 weislich sp 333 [ey) sp die vor sp 334 [schon) halten [darauß] 334/35 aus bis erfolget sp 335 gefunden [sondern) unter denen andern) gleichsam zu wiederwillen) entgegen) gelassen) und in den (e) weg) nach 336 [getragen) gesüget [daher) gesehen) also) gelassen) und also die gedanken so zu sagen wie ungedamene Reichthümel hervorwurzeln) ließen) sondern 337 zerstreute) bis) müssen) sp 338 [dazu) kom) So) So bis erwehnen) sp 339 [noch) oder [daß) und 340 wie [fremde) ander) Nationen) [exempel) beispiel) nach) sp 343 [selbst) sp [Alle) die) Ur-sachen) sind) Solches 343/44 Solches) bis) die) sp 345 [sind) meines) erachtens) nicht] seyn) nach) dem) sp [mit) etliche) Hoffnung) der) tuhe) [sich) abbild) der) der) friede 348 der [solten) Ursache 350 [inda) so) viel) gesehen)

bergleichen Hauptstadt auch nicht (inmaßen die Städtische Sprach vielleicht mehr Strenge als Rom zu danken), so glaub ich daß diese Hinderniß eben so viel nicht zu bedeuten habe. Hoher Personen Meinung ist freylich dasjenige, so die gemüther erwecken und niedererschlagen kan. Man weiß, daß Leo der Zehndte und Francois der erste denen Studien gleichsam ein neues Leben eingegeben, und Frankreich hat dem Cardinal von Richelieu zu danken, daß nicht nur seine Macht, sondern auch seine Verdienstlichkeit auf diese gegenwärtige Staffel kommen. Allein wir haben auch dießfalls in Teutschland nicht zu klagen, und schmeinet, daß bey uns mehr einigen gelehrten als hohen Potentaten die Schuld zu geben. Ich will die unsterbliche Nahmen derer Fürsten nicht an führen, welche in die so löbliche gesellschaften getreten, dadurch man die Teuschchen gemüther erwecken wollen, und die gewislich nicht geringe Frucht gebracht. Unser gelehrten aber, so dazu Lust bezeigt, sind sehr wenig gewesen, theils weil etnige unter ihnen gemeinet, daß die Weisheit nicht anders als in Latein und Griechisch sich kleiden laße; oder aber auch weil manche gefürchtet, es würde der welt ihre mit großen worthen gelassene geheime unwissensheit entbedet werden. Davor aber haben sich grundgelehrte Leute nicht zu befürchten, sondern vielmehr vor gewiß zu halten, daß ie mehr die Weisheit und wissenshaft unter die Leute kommen wird, ie mehr sie ihrer Vortreflichkeit zeugen finden werden; dahingegen die, so unter einem lateinischen Mantel gleichwie mit einem Homerischen Nebel bedeket, sich unter die wahren Gelehrten gesteket, mit der zeit recht entbedet und beschämnet werden würden. Wie sichs denn auch in Frankreich also besunden, denn nachdem es dahin kommen, daß auch Damen und Cavalier einigen schmad der Wissenschafften und Gelehrsamkeit in der Mutter Sprach erlangt, so sind zwar aufgeblassene Bedanten mit samt ihrem Wortgezänd in Verachtung kommen, aber wohlverdiente Personen bey großen Herrn um soviel desto mehr erkennen, belohnet und erhoben worden. In Teuschland aber hat man annoch dem latein und der Kunst zuviel, der Mutter Sprach aber und der Natur zu wenig zugelassen, welches denn sowohl bey den gelehrten als bey der Nation selbst eine schädliche würkung gehabt. Denn die gelehrten, indem sie fast nur gelehrten schreiben, sich oft zu sehr in undbrauchbaren dingen aufhalten; bey der ganzen nation aber ist gesehehen, daß diejenigen, so kein latein gelernt, von der wissenshaft gleichsam ausgeschlossen worden, also bey uns ein gewisser geist und scharfsinnige gedanken, ein reiffes urtheil, eine zarthe empfindlichkeit deßen so wohl oder übel gesaget, noch nicht unter den Leuten so gemein worden,

353 [hauptsächl. der Bezeichntheit] Hauptstadt 357 [in der gelehrsamkeit vor nutzen geschätzt durch ihren vorrang ist bestand] 359 [Richtigkeit] Richtigkeit 360 [klüger] nur diese [solle blüthe] gegenwärtige [sp] staffel kommen. 365 die sp 368 mannde [so gewandte gelehrte] 369 [ihre unwissensheit] entbedet und ihre große heinigkeit verachten werden. ihre 373/74 einem [favor der] lateinischen [sprache] : Mantel : 377 [alt] denn 382 [offensichtlich] annoch zu viel auf latein] annoch 384 [ganzen] nation 385 [bei seinen dienste] sic] denn 386 [unmüthigen] unbrauchbarer 388 bey uns [ins gemein] geist [und artigkeit]

als wohl bey den ausländern zu spüren, deren wohl ausgeübte Mutter Sprach wie ein rein polirtes glas gleichsam die scharfsichtigkeit des gemüths befördert und dem Verstand eine durchleuchtende clarheit giebt. Weil nun dieser herrliche Vortheil uns Teuschchen annoch gemangelt, was wundern 395 wir uns, daß wir in vielen stücken und sonderlich in denen dingen, da sich der verstand mit einer gewissen artigkeit zeigen soll, von fremden übertroffen werden? Daher nicht allein unsre Nation gleichsam wie mit einer düstern wolcke überzogen bleibet, sondern auch die, so etwa einen ungemeynen durchdringenden Geist haben und das so sie suchen, nicht zu haus, sondern auf ihren reisen und in ihren büchern bey Westischen und Franzosen finden, gleichsam einen Eckel vor den Teuschchen schriftten bekommen und nur was fremdb lieben und hochschätzen, auch kaum glauben wollen, daß unsre Sprach und unser volck eines besseren fähig sey. Sind wir also in denen Dingen, so den Verstand betreffen, bereits in eine 405 Slaverey gerathen und werden durch unser Blindheit gezwungen, unser art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu gedenden, nach fremden den willen einzurichten.

Es haben die preiswürdigen Personen, so sich unser Sprache angenommen, viele Jahre mit der Teuschchen Nachsichtigkeit und selbst-Verachtung gestritten, 410 aber nicht geseget. Na das übel ist so hoch gestiegen, daß es nicht mehr mit Reimen und Lufftschriften, wie wohl sie auch geseget, zu erreichen und zu übermeistern, sondern ander zeug von mehr geicht und nachdruck nöthigen. Denn gleich wie auch ein starker arm eine feder so weit nicht werffen kan, als einen stein, also kan auch der herrschafft Verstand mit 415 leichtem waffen nicht gungsam ausdrücken. Muß also der nutzen mit der unähnlichkeit vereiniget werden, gleichwie ein holzen, so von einem stählernen Armbrust in die ferne luft getrieben werden soll, sowohl mit federn versehen, als mit metall gekrönet zu seyn pflaget. Dabehr weil die meisten derer, so sich die ehre der teuschchen Sprache angelegen seyn 420 lassen, der Poëterei vornehmlich nachgehüngen, und also gar selten etwas in teusch geschriben worden, so einen kern in sich habe, auch alles gemeinlich in anderen Sprachen besser zu finden: so ist kein wunder, daß es bey der eingerickenen Verachtung der unsrigen verblieben. Zwar es 425 Klinggedichte also saßen köndten, daß es ander Sprachen Zierlichkeit ent-

391 als [man] 392 [gleichsam als] wie ein [wohl] rein 401 dem Teuschchen [schärfen] ten sp 403 [Sind wir also fast zu bloßen nachahmern, nachfolgem [schlafen] Stud Zw. 407 und 408 steh als Überschrift: [Vorstellung Einer Teusch gesunken gesellschaft] 410 [gefrühten] gereichten 411 [ober Diebesdichten] und Lufftschriften [herrlich] wohl zu [überwichtigen] erreichen und zu über meistern sp 412 ander [s] [woher waffen] [tüft] seug 414 [Tonen] kan auch der [k aus die] herrschafft [gemüth] Verstand 415 [noch etwas . . .] Müß 417 [der] luft [wird] werden soll 418 [beständigt] versehen [sein] zu seyn Dabehr [in unser Sprache] geschriben so man in andern [finden] können und das es nun bey] 420 [fast nur allein] vornehmlich [man] Dinge] selten 423 [Beschreibung [unser Sprache] der unsrigen sp] verblieben k sp aus geblieben Vor Suar 2 geschriben Zellen, vieles nicht lesbar 424 [daß] wenn [sein] recht]

gegen zu setzen. Allein das ist nicht gnugsam, unser heidenprache Ehre bey den fremden zu retten, oder deren unartigen landeskinder Meid und leichtsinnigkeit zu überwinden, dieweil diejenigen, so selbst nichts gutthes thun, auch der besten anschlage so lange spotten, bis sie durch den unwiederprechlichen ausgang des nutzens überzeugeet. Daraus denn folget, <sup>430</sup> daß keine Verbesserung hietzu zu hoffen, so lange wir nicht unser Sprache in den Wißenschafften und Haupt-materien selbstn üben, welches das einzige Mittel, sie bei den ausländern in hohen werth zu bringen und die unteutsch gefintnen Teutschn endlich beschähmt zu machen. Dann unser Teutsche garten muß nicht nur anlachende Sitten und Tholen, sondern auch <sup>435</sup> süße äpfel und gesunde kräuter haben. Sene verlieren bald ihre schöhheit und geruch, diese lassen sich zum gebrauch behalten. Hat man sich also nicht zu verwundern, warumb so viel hohe Standes Personen und andere vortrefliche Leute das werck, so sie angegriffen, nicht gnugsam und andere dieweil man ungeacht des nahmen der fruchtbringenden sich gemeintlich <sup>440</sup> nur mit solchen gewächsen behoffen, welche zwar blumen bringen, aber keine fruchte tragen. Maßsen die blumen der tierlichen einfälle ihre annehmlichkeit gleichsam unter den händen verlieren und bald überdruck machen, wenn sie nicht einen nehmenden laßt der unvergänglichen Wißenschafften in sich haben. Welches ich nicht darumb gedencke, als ob ich <sup>445</sup> dieses herrliche vorhanden unser vorgeher, dem wir was noch von der teuschn Reintigkeit übrig blicben, mehrer theils schuldig, tadeln wolle. Denn ich wohl weiß, daß anfangs sich nicht alles thun läset; sondern ich werde gezwungen, obstehendes nur zu meiner Verhättdigung anzuführen, damit man zwey dinge zugleich sehe, nemlich nicht allein warumb bishehr <sup>450</sup> noch nicht gnugsam ausgerichtet worden, sondern auch warumb gleichwohl annoch hoffnung übrig sey. Sonsten würde man mir außer Zweifel gleich im ersten anblick vorwerffen, daß nur lauter vergebens sey, sich weiter mit einer sache zu bemühen, die auch so hohe geister nicht ausgeführet, nachdem die gewalt unlers Verhängnißes alles, so man aufgebauet, mit <sup>455</sup> sich fortgerissen halte, und nur dadurch erschiene were, daß wir unsern unglück zu steuren nicht gewachsen seyen; also besser sey den strom fließen lassen und die nachwelt Gott befehlen, als solchen starken lauff durch einen vergeblichen Damm hemmen wollen, da doch, wenn er durchbrochen, nichts mehr als eine noch weit schädlichere ergießung entsetze. Darauf ich nicht <sup>460</sup> besser antworten kan, als daß man bishehr diesen Damm zu machen nur

426 [es ist noch nöthiger daß man sich hoher schöhheit und die wißenschafft selbst zu] [denen wißenschafften die sprache in] [die & aus dem] sprache in den wißenschafften selbstn über] allein 428 [übere-meytern] überwinden [welche alle güßen] die welt 437 [ich] [auch den weiter über beschalten] [aufstehen] [nachdem] so viele hohe Standes Personen und ander iren vortrefliche Leute] hat 441 [fragen] bringen 442 [bringen] tragen 447 [schuldig] seyen] 448 [sondern] [damit] man [se] warumb [bis] hehr noch] 449 [solches] obstehendes nur sp 452 [damit] sonnen] [die welt] sonnen 453 [eintritt] anblitz vorwerffen [würde] 454 [und] daß der [strom] nachh in 455 [gleich] mit 457 [der] zeit den lauff zu lassen] [als] da dem über setzen lauff lassen und zulaßern] 458 [zu] befehlen] solchen ständen lauff sp 459 [solcher] er durch[ge] brochen

keine Meine, sand und erde zusammengeführet, mit nichten aber große flüde von beständigen steinen beybracht, also den letzten ernst noch nicht gebrachtet, wiewohl es nunmehr wahrlich hohe zeit were, weil vielleicht, <sup>465</sup> nach längerer säumung darauß zu gedencken, zu spat seyn dürffte.

Sich muß bekennen, es sey leider dahin kommen, daß man vielleicht, weil Teutschland stehet, nie darinn unteuschler und ungeeimter geredet. <sup>470</sup> Sich ruffe zu zeugen an, was uns die halbährige Messen herfür bringen; darinn ist oft alles auf eine so erbärmliche weise durch einander geworffen, daß manche sogar nicht ein maß zu erwegen scheinen was sie schreiben.

Wolte Gott, es were jedekmal unter zehn solcher fliegenden papiere eines, so ein frembder ohne lachen, ein Patriot ohne zorn lesen kömme! <sup>475</sup> Ich kenne vornehme frantzosen, denen ihre geschäfte und reisen gelegenheit und lust gemacht, unser Sprache zu verstehen, und denen ich nach sagen kan, daß sie weder aus bewegung noch aus ekel, sondern aus bloßer Verwunderung über unser ungeräumtes Wesen mit verächtlichen wortzen herfür gebrochen; umb soviel desto mehr, da sie auf mein anzeigen gesehen, daß es uns an guten meistern nicht mangle, deren herrlicher schriften sich keine Nation zu schämen hätte. Daraus sie dann unverhöhlen gegen mich <sup>480</sup> geschlossen, sie sähen wohl, daß es mit Teutschland auf die Meige kömme, und einigkeit, tapferkeit und verstand mit einander sich verlieren, dahingegen bey ihnen überall die helle Sonne aufgehe. Wie mir dabey zu muthe gewesen, mag ich nicht wohl sagen, und laß ich einen ieden bey sich selbst prüfen, ob er Teutsch bluth in seinen adern habe, wenn er <sup>485</sup> dieses ohne empfindung hören oder lesen kan. Ich will Staats und Krieges-Sachen, wie obgedacht, an die setze setzen; denn ich glaube, Gott werde einen weg zu unser wohlart finden, und dieses Reich, so der Christenheit Hauptseele ist, gnädiglich erhalten; so wird auch das höchste Oberhaupt samt andern Potentaten und ständen mittel wissen, dadurch <sup>490</sup> die teutsche tugend wieder zu vorigen glanz kommen möge. Was aber den Verstand betrifft und die Sprache, welche gleichsam als ein heller spiegel des Verstandes zu achten; so glaub ich, dießfalls habe ein ieder macht, seine gedanken vorzutragen; ja es ist schwehr, zugleich sein Vaterland lieben, dieses unheil sehen und nicht beclagen.

Sich weiß, daß Leute seyen, deren verstand und tugend ich erkenne und ehre, welche glauben, man solle sich mit verbesserung der sprache nicht aufhalten und nur auf die Sache selbstn gehen; die Sprache sey deswegen erfunden, daß wir uns zu vernehmen geben und andere bewegen. Sind <sup>495</sup>

462 [zusammengeführet] sp 463 [von] [selbe] den grund zu legen hier in geworffen] beständigen steinen beybracht sp 464 [65] weil [bis] dürffte sp 465 [Man] wollte denn] Ich 469 [gemeintlich] teuschl [arbeit] und frantzösisch] oft geworffen [und] zwar von [so] den steinen welche wie es . . . so zu legen [steht], ihr teuschl verbehen und frantzösisch nicht gelernt] 473 [frantzosen] von hand und verdienst] vornehme 482 [in] allen dingen] überall 483 [gemuthe] muthe [leben] einet 487 [erschütterung] wohlfehret] die & in dieses] . . . Normauer der Christenheit] reich 488/89 die (& zu das] [so] die Dörffs] höchste] [Dörffelt] Oberhaupt 491 [so] als] welche 497 gehen] [was] es sey in nichts daran] gelegen wo güthe Meine, ehrsüchtige Leute und tüchtige Noth gewachsen seyen] 498 [andern] uns

462 [zusammengeführet] sp 463 [von] [selbe] den grund zu legen hier in geworffen] beständigen steinen beybracht sp 464 [65] weil [bis] dürffte sp 465 [Man] wollte denn] Ich 469 [gemeintlich] teuschl [arbeit] und frantzösisch] oft geworffen [und] zwar von [so] den steinen welche wie es . . . so zu legen [steht], ihr teuschl verbehen und frantzösisch nicht gelernt] 473 [frantzosen] von hand und verdienst] vornehme 482 [in] allen dingen] überall 483 [gemuthe] muthe [leben] einet 487 [erschütterung] wohlfehret] die & in dieses] . . . Normauer der Christenheit] reich 488/89 die (& zu das] [so] die Dörffs] höchste] [Dörffelt] Oberhaupt 491 [so] als] welche 497 gehen] [was] es sey in nichts daran] gelegen wo güthe Meine, ehrsüchtige Leute und tüchtige Noth gewachsen seyen] 498 [andern] uns

462 [zusammengeführet] sp 463 [von] [selbe] den grund zu legen hier in geworffen] beständigen steinen beybracht sp 464 [65] weil [bis] dürffte sp 465 [Man] wollte denn] Ich 469 [gemeintlich] teuschl [arbeit] und frantzösisch] oft geworffen [und] zwar von [so] den steinen welche wie es . . . so zu legen [steht], ihr teuschl verbehen und frantzösisch nicht gelernt] 473 [frantzosen] von hand und verdienst] vornehme 482 [in] allen dingen] überall 483 [gemuthe] muthe [leben] einet 487 [erschütterung] wohlfehret] die & in dieses] . . . Normauer der Christenheit] reich 488/89 die (& zu das] [so] die Dörffs] höchste] [Dörffelt] Oberhaupt 491 [so] als] welche 497 gehen] [was] es sey in nichts daran] gelegen wo güthe Meine, ehrsüchtige Leute und tüchtige Noth gewachsen seyen] 498 [andern] uns

462 [zusammengeführet] sp 463 [von] [selbe] den grund zu legen hier in geworffen] beständigen steinen beybracht sp 464 [65] weil [bis] dürffte sp 465 [Man] wollte denn] Ich 469 [gemeintlich] teuschl [arbeit] und frantzösisch] oft geworffen [und] zwar von [so] den steinen welche wie es . . . so zu legen [steht], ihr teuschl verbehen und frantzösisch nicht gelernt] 473 [frantzosen] von hand und verdienst] vornehme 482 [in] allen dingen] überall 483 [gemuthe] muthe [leben] einet 487 [erschütterung] wohlfehret] die & in dieses] . . . Normauer der Christenheit] reich 488/89 die (& zu das] [so] die Dörffs] höchste] [Dörffelt] Oberhaupt 491 [so] als] welche 497 gehen] [was] es sey in nichts daran] gelegen wo güthe Meine, ehrsüchtige Leute und tüchtige Noth gewachsen seyen] 498 [andern] uns

462 [zusammengeführet] sp 463 [von] [selbe] den grund zu legen hier in geworffen] beständigen steinen beybracht sp 464 [65] weil [bis] dürffte sp 465 [Man] wollte denn] Ich 469 [gemeintlich] teuschl [arbeit] und frantzösisch] oft geworffen [und] zwar von [so] den steinen welche wie es . . . so zu legen [steht], ihr teuschl verbehen und frantzösisch nicht gelernt] 473 [frantzosen] von hand und verdienst] vornehme 482 [in] allen dingen] überall 483 [gemuthe] muthe [leben] einet 487 [erschütterung] wohlfehret] die & in dieses] . . . Normauer der Christenheit] reich 488/89 die (& zu das] [so] die Dörffs] höchste] [Dörffelt] Oberhaupt 491 [so] als] welche 497 gehen] [was] es sey in nichts daran] gelegen wo güthe Meine, ehrsüchtige Leute und tüchtige Noth gewachsen seyen] 498 [andern] uns

ihnen nun unsre worte bekandt, und sind die worte nachdrücklich und rührend, so habe man sich ferner nicht zubefinnen, ob sie Epiz und 500 Fleming verdammen möchten; es were dann, daß man mit einem liebhaber der Sprachziede zu thun hätte, bey dem man eine gute sache mit einer schlimmen red-art verderben möchte. Sey nicht das französische selbst eine vermischung des lateinischen und teutschen, so anfangs sehr ungereimt gewesen, an ego durch vielen gebrauch alle gleichsam abgeschliffene 505 rauchigkeit verlohren; So mache sich ein Engländer und Holländer kein gewissen, fast in einer zeite spanisch, welch und französisch zu reden, was wolten wir uns denn zeigen, die wir doch selbst ihre bücher als zierlich geschrieben so hoch rühmen?

Diese Gründe sind nicht ohne schein, so gesteh ich auch gern, daß 510 leute seyn, die sehr wohl, das ist vernünftig und kräftig schreiben und doch ihre schriften mit allerhand sprachen durchspiden; so will ich auch nicht, daß mein urtheil, so ich von den gemeinen Mischmächlern fälle, diesen Personen nachtheilig sey. Denn sie schreiben oftmahls in solcher 515 eil, wegen überschäfter geschäfte, daß sie kaum einmal wiederlesen können was sie geschrieben, und sind froh, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwundene gedanken in aller eil dem Papier zu verwahren geben. Daß nun solche es bey dem übel eingerisener gebrauch lassen und die ihnen zuerst vorkommende worth ergreifen, darumb sind sie nicht zu 520 verdammen; denn ja oftmahls die fremden uns geläufig und die teutschen fremdb worden; dabeyr man sich billig in den gebrauch schicket, wenn man ihn nicht ändern kan. So bin ich auch so abergläubich teutsch nicht, daß ich nur umb eines nicht gar zu teutschen wortes willen die kraft 525 einer bündigen rede schwächen wolle. Wir müssen allemahl dasjenige thun, so gestaltten sachen nach das beste ist, und uns nach der Welt richten, die sich nach uns nicht richten wird. Wer wieder den frohm schwimmen oder wieder eine Mauer rennen will, wird sich seiner beständigkeit nicht lange rühmen können.

Allein dieses alles entschuldiget die jenigen nicht, so nicht aus noth, sondern aus fahrlässigkeit sündigen, denen keine eilende Noth die worth 530 abdringet, und denen das Bucherschreiben niemahls durch Kayserlichen befehl aufgeleget worden. Sagen sie, daß sie nach vielen nachsinnen und Nagelbeissen kein teutsch gefunden, so ihre herrliche gedanken auszudrücken guth gnugiam gewesen. so geben sie wahrlich mehr die armuth ihrer

499 [word] worte 501/02 Itzehaber [der sprach (wie vor diesem der General Polzpiet gewesen) der Sprachziede sp 502 (altes) bey dem 503 (solten) schätmen müdere sp die (le-re das) französische [sprache] 504 [Mischmächler] vermischung 507 französisch] franz 508 [wollten] worten 511 wohl [schreibet] 512 [vieler] alterhand 513 hülte [ihnen] 514 diesen personen sp [solche Leute] 515 [daß] wegen 516 [und] [nur] sind (sp) froh [seyn] 518 [und] [erst] vorkommende *darüber* die zu] 519 freunden [w. rih gemein] uns geläufig 522 [Allein] ... So wollte ich doch] So 523 [ich] [um] eines ... beschriebenen (?) worts willen ein] nur umb eines uel. (le. aus? aber nicht gestrichen) [sein] nicht 525 [und] [uns] in den gegenwärtigen gebrauch schickten] 532 [auferte] aufgeleget 533 kein [guth] teutsch [finden können] [so zu finden gewesen]

vermeinten Verebämkeit, als die vortrefflichkeit ihrer einfälle zu erkennen. Ich frage, ob ihre Vorfahren wohl auch der so hohen geistreichen sinnen fähig gewesen, und auf den fall, ob sie dann würden verstimmet seyn. Meine wir haben über unsrer Schriftler alzu große geistigkeit nicht zu clagen; es ist alles leider so irrbißich und krichend (doch einige wenige 510 ausgenommen, deren gedanken ich eben sehr loben, als ich ihre schreibart tadeln muß), daß es mehr erbarmung als verwunderung erwecket. Ich erinnere mich unterschiedlich mahl, daß ich über einige vor Jahren gestellte Bücher, deren Autor ein guther ehrlicher alter teutscher, wie wohl sonst ein schlechter man gewesen, ich in mich gangen und mich fast mein selbst 515 und unsrer zeit geschämet, wenn ich beobachtet, wie alles so deutlich, so nachdrücklich und dabey so rein und so natürlich gestellet, daß ich oft zweifeln müssen, ob ichs ihm würde haben nachthun können. Und dennoch war gnugiam zu spüren, daß ihm solches ohne viel nachsinnen aus der Feder geflossen. Was ist beweglicher als was einige auch ungelehrte, 520 aber sinnreiche leute, die ich alhier weder loben noch tadeln will, in teutscher sprache geschrieben, und welche einen großen anhang gefunden? Ich kan auch nicht glauben, daß möglich sey, die Heilige Schrift in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen als wir sie in Teutsch haben; so oft 525 ich die Offenbarung auch in teutsch lese, werde ich gleichsam entzückt und finde nicht nur in den gottlichen gedanken einen hohen prophetischen geist, sondern auch in den wörtern selbst eine recht heroische, und wenn ich so sagen darf, Virgilianische Majestät. Wie haben es doch unser vorfahren vor etwa hundert und mehr Jahren gemacht, daß sie ganze Folianten mit reinen teusch gefüllt? Dann wer sagt, daß sie nichts lebenswürdiges 530 geschrieben, hat sie nicht gelesen. Wer spüret nicht in den Metaphisicheden den Unterschied der gülden und eisernen Zeit, wann er siehet, daß die teutsche sprache und die teutsche ruhe zugleich übern Hauffen gangen, und auff einmahl unsrer ruhm und unsre sprachrichtigkeit von uns gewichen?

535 [ihre] die 536 ob [noch] 538 haben [leider] [trefflichkeit] geistigkeit 539 trichend [daß] es mehr erbarren als verwunderung erwecket] 542 [es] ist nicht lange daß ich über eines schickten ehrlichen schreibmeisters vor Jahren geteusch buch, weis nicht wie kommen. billf Grit wie hab ich mein selbst geschämet, es war alles] Ich Ich erinnere sie 545 wie alles sp 543 Bücher [guter] epistlicher alter Teutschen] 544 [ich] [gleich] [ist] (le. aus?) 545 deutl ich [so] verhan] so 546 [ich] [geschweift] noch bis auf diese funne] oft sp 547 müssen sp 548 [fondre] : war: (sp) man (nicht gestrichen) gnugiam zu (sp) 549 [und] unsrer sprachbedeuter clagen über der sprache unvollto] was ist [herrlicher] und nachbedachtlicher] beweglicher 550 [gestrichel] sinreiche 551 und bis gefunden sp Das Teutschstück 552 in bis 576 nun jedoch liegt außer in dem hier wiedergegebenen Entwurf auch in einer eine Quartblattseite füllen den Reinschrift vor (siehe oben S. 290. Die gestrichenen Fassungen des Entwurfs, welche mit Lesarten dieser Reinschrift übereinstimmen, sind im folgenden durch Sperrdruck kenntlich gemacht, die wenigen selbständigen mit Fischer, dahinter Verschied. An jenen Stellen der Reinschrift fehlt schrift te. einiger [sprache] : Zunge: [seiner] in der Welt besser als in teutsch [lauten] könne, kan ich mir gar nicht etabilliden] Ich 554 Offenbarung [sie] in unsrer sprach] Offensbarung in unsrer sprach lese Ischr. auch in teusch sp werde ich [noch] weit mehr entzückt als wenn ich [von] Virgilio selbst komme] Strgittum selbst geleien, der doch mein teils buch ist] 556 [gleichsam] wenn 560 = abscheiden Ischr. 561 [herrschick] Rechr. toß [man alsdann] 563 [augleth] auff einmahl [Berebämkeit] sprachrichtigkeit

Von der Zeit an haben teufliche Kriegsheere fremden besitzlichhabern gegen ihr Vaterland zu gebote gestanden, und das teufliche blut ist der ausländer mit falschen anbietern überlünchter Landgierigkeit aufgeopfert worden. Von der Zeit an hat auch unsre sprache die Zeichen unsrer angehenden Dienfbarkeit tragen müssen. Gott wende diese Abndung in gnaden ab, damit ja nicht, nachdem es nun fast an dem, daß die sprache zu grunde gerichtet, es mit der teuflichen freyheit geschehen seyn möge.

Einmahl befindet sich aus allen geschichten, daß gemeintlich die Nation und die sprache zugleich gebühret, daß der Griechen und Römer macht aufs höchste gestiegen gewesen, als bey jenen Demosthenes, bey diesen Cicero gelebet, daß die letzte Schreib-art, so in Franckreich gilt, fast Ciceronianisch, da eben auch die Nation in Krieg und Friedens-Sachen sich so ohnverhofft und fast ungläublich hervorstut. Daß nun solches ohngelehrt geschähe, glaub ich nicht, sondern halte vielmehr dafür, gleich wie der Mond und das Meer, also habe auch der Wölcker und der Sprachen ab- und aufnehmern ein verwandniß. Dann, wie obgedacht, so ist die sprache ein rechter Spiegel des Verstandes und daher vor gewiß zu halten, daß wo man ins gemein wohl zu schreiben anfängt, daß alsda auch der Verstand gleichsam wohlfeil und zu einer currenten wahre worden. Solches trifft nun in Franckreich also zu, daß wer nicht durch ungettigen eifer verblüdet und beyder Nationen thun kündig, gestehen muß, was bey uns vor wohl geschrieben geachtet wird, sey insgemein kaum dem zu vergleichen, so in Franckreich auf der untersten stoffel stehet, und allen denen mein, so sich nur mit schreiben im geringsten einlaßen, oder unter den andren mit so hin durchlauffen dürffen. Hingegen wer also Französisch schreiben wolte, wie bey uns oft teuflich geschrieben wird, der würde auch vom frauenzimmer getadelt und bey denen Versammlungen verachtet werden. Welches alles ich dann nicht nur von der reinigkeit der worte, sondern von den artzen der Vernunftklüße, den erfundungen, der wahl, der eigentlichen deutlichkeit, der selbstwachsenden Zierde und summa der ganzen einrichtung der Rede will verstanden haben, wobey es uns allenthalben mangelt. Syren daher die jenigen sehr, welche sich einbilden, daß die wiederbringung der Teuflichen Veredamtheit nur allein in ausmusterung ausländischer wörter beruhe. Ich halte dieses vor das geringste und will keinen über ein fremd worth, so wohl zu paße komt, den proceß

564 Griechisch (Knechtel) heere besitzlichhabern *Rocher*. 565 (gebened) zu 566 mit falschen anbietern *sp* *schilt Rocher*. (geschicht) überlünchter 568/69 Gott (göbe) wende diese (Zeichen) Abndung (a b urd) verhältle daß in gnaden bis nicht *sp* 570 freyheit (nicht auch) gethan sein möge (verloren) schön 571 aus (den zeitlichen) geschichten 572 Griechen (apferet) 574 getobet, die letzte . . . (it ist) *schil* *Rocher*. 576 un- verhofft *Rocher*. 579 (hin) ein 583 Solches (ist in) Franckreich bergestalt äugetroffen, daß in (sagen) muß (ersehen) ungettigen 585 (ausbündig) wohl 587 oder *sp* 588 so hin (positiven) Französisch) Franz 589 (ins gemein) oft (*sp*) 590 (ausgesch) getadelt (*sp*) (indern) auch) und bey (allen) denen (*sp*) Versammlungen (ausgeschiffen) verachtet (*sp*) werden 593 (selb)wachsen am Ende durch *Korr. undeutlich*, sicher nicht - enden zu lassen [594 in welchen allen Stücken es bey uns] (Writches) alles anties bey uns ins gemein erbärmlich (sehet) wöber 596 Veredamtheit (wider) bringung 596/97 ausmusterung (fremder wörth) ausländischer wörter thet *sp* 597 beruhe (und) daher ihre vernischung mit andrer Nationen beispiel besitzlich wöcker)

machen; aber das ungeremie, unnötige einfließen ausländischer, auch nicht einmahl verstandener nicht zwar worte, doch redarigen, die ganz gleichsam zerfallende söge und abtheilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen, die untaugliche Vernunftgründe, deren man sich schämen müste, wenn man nur etwas zurück denken wolte: Dieß alles ist, was nicht nur unsre sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die gemüther ankneten wird. Man gebe achtung darauf, so wird man befinden, daß anderswo oft Knaben von zwölf Jahren mit einander vernünftiger reden als oftmahls bey uns Jünglinge von zwanzigen, und daß ein paar französische Damen von ihren hausgeschäften und angelegenheiten eine so ernsthafte, ordentliche und bündige unterredung halten können, als ein paar Reichsräte von landesgeschäften. Wem soll man dieses zuschreiben, als daß sie von jugend auf nicht nur sowohl zierliche als auch nachdenckliche bucher lesen und ihre gesellschaften nicht mit (wie wir) abgeschmackten voffen, sondern mit annehmlichen gedanken zubringen, die durchs lesen entstanden und durchs gepredch nützlich anbracht worden? Dieß ist großmuths die ursache ihres vortheils, den sie vor uns haben. Denn hats die lust mit andern Elementen gethan, warumb sind denn diese nationen lange Zeit barbarisch gewesen, es hätte sich dann der himmel unter dessen geendert? Ich bin nicht in abrede, daß die Lebensmittel und Nahrung so man genießet, ein großes vermügen, aber die erziehung überwindet alles, und die Franzosen lagen recht: Geschäfte machen Leute, welches billig von aller übung zu verstehen.

Man laße einen jungen Menschen mit denen umgehen, so ungeschickt reden, man laße ihn abgeschmackte bucher lesen und viel in unbetriebe gesellschaften kommen: es wird ihm lange genug anhängen. Soll dann diese gegenwärtige fast allgemeine Grundverbundung der Teuflichen Veredamtheit nicht ihre würkung bis in die zahlren gemüther erstrecken? Man muß lachen wieder sehnern wissen, wenn man höhret und siehet, daß nunmehr manche Herrherrn auf Canzlen und Advocaten in Schriften mit Nothwendigen französisch umb sich werffen; aber man wird gar anders als zu lachen bewegt, wenn man siehet, wie die ganze rede so fast ablaufft, wie sogar weder kraft noch fast darinne, ja was noch mehr, wie die gesunde Vernunft überall nicht weniger als der teufliche Priscianus nothleide. Weil nun dieses übel gleichsam zu einer ansteckenden Land Seuche worden, was wündern wir uns, daß die von unsren vorsahren annoch übrige auf uns geerbte edle teufliche tugend auch zu grunde gehet, dann was ist die tugend ohne ver-

599 (fremden) ausländischer 600 die (. . . .) umb 601 abtheilungen (der Rede) [ungeine] unschickliche 602 (ungeheuer) untatliche 606 (ein) baar weisheit darüber anbeswo oft *sp* 607 (baar) darüber baar 608 (welcher) Baaren 609 baar o in baar 610 (über) von 611 (herrliche) und) nicht sowohl *sp* (indern) darüber als 612 (wie wir) *sp* voffen (mit) wir 613 die (ihnen) 614 (antracht) bis ursache nach *Grotesk* (und) *Klopp*. Diese haer am untern Rande der Seite stehenden Worte sind durch Brechen des Papierlandes z. T. unlesbar geworden 615 (hats) die lust und wöcker Sind etwa bey uns die Elemente nicht so gut als bey ihnen. Wie komts dann daß sie vor diesen auf diese Nationen . . .) hats die 621 (in) (leuten) mit (solchen) menschen) denn 622/23 umb bis kommen *sp* 624 fast allgemeine *sp* 630 (hats) ja (dass) wie 634 tugend (indern) mit dem Verstand untergethet daß man (stimmlich) verstand (als) etne)



stand? Wer siehet nicht, daß der so blind zu fallen will, im Krieg heftlich anlaufft und daß die Bälle einen guthen spießer gleichsam zu suchen scheinen?

Mancher wird mir antworten, ich solle unsre Zeiten so sehr nicht verachten, es sey vielmehr das wiederpiel. Dann vor wenig Jahren sey man allezeit toll und voll gewesen, iezo komme dieses tumme lafter allmächtig ab; wenn unsre vorseher wieder aufgezo gen kommen solten, würde man sie vor Bauern halten; man solle unsren hausrath, unsre tafel, unsre gegenwärtige manierlichkeit gegen die vorige einfalt stellen und dann urtheilen, an welcher seite mehr wiß sey. Ich antworte darauf, daß wenn man verstand in verschwendung und Bärtigkeit suchen will, so sey er bey uns hoch gekommen. Ich will wohl glauben, daß unsre vorseher kein chocolate gekennet und das was vom Thé abgekocht, vor ein kreuterbad gehalten haben würden, daß sie weder aus silber noch aus porzellan gegessen noch die Zimmer mit Tapezereyen besleidet noch trachten=puppen von Paris kommen lassen; aber daß ihrem verstand etwas dabeyr abgangen, damit bin ich nicht einig. Sind dann das die herrliche Negirungs Künste? Ist das so land und Leute glückselig machet? Schicket man deswegen junge Leute in die welt und läset sie ein groß theil ihres Erbguths vergehren? Daß nemlich ein frantzösischer Schneiber oder Koch, oder auch wohl gar chirurgus etwas zu thun bekomme, und wir uns auch noch so gar zu hause narren lassen. Ich will diese Dinge nicht zwar an sich selbst und insgemein verdammen; vollständige Leute wissen damit umzugehen wie kluge Medici mit Chymischen arzneyen, aber daß man aus solchen kleinigkeiten die glückseligkeit unsrer zeiten machen will, das ist ungeremeit. Eines were zu loben, wenn die frantzösische Mode das übermäßige sauffen abbringen köndte; doch sorgte ich, man werde den teufel mit Beelzebub vertreiben und bin ich fast der meinung, daß weiland ein trundener alter Teufel in reden und schreiben mehr verstand spüren lassen als antezo ein nuchterner frantzösischer Affe thun wird. Denn wie soll ich diese Wäntzen anders nennen, welche indem sie nach dem fremdben schatten schnappen, die rechtschaffen und nachgethan, abgethmact nicht sehen, daß allemahl was gezwungen und nachgethan, abgethmact ist. Besser ist ein original von einem teuflichen als eine Copey von einem frantzosen seyn. Es were ein anders werck, wenn auch von uns etwas antezo gefunden würde, dessen bequemlichkeit auch die Ausländer nachzuahmen zwingen köndte, weil aber unsrer reden, unsrer schreiben, unsrer leben, unsrer vernünftigen in einer Nachäffung bestehet, so ist leicht zu erwachten, daß wir die hülsen vor den kern bekommen. Und daß es uns fast gehet wie denen Kindern in einer kleinen stadt, da etliche durchschreitende Comoo-

636 balle (im spiel) 640 [an iezo] unter 641 [passiren sehen] hatten 644 [hoffart und übermuth] verschwendung 646 [fußsch] kreuterbad 647 [es teine] sie noch aus porzellan sp 649 verstand [beschweigen] etwas dabeyr sp 653 Schmeiber [ober Kammern] diente] 654 auch noch sp gar [noch] 662 verstand [als ein auch nach der] 664 [teufliche] Wäntzen 665 [antlich würckseligkeit] that 667 Copey k aus Cople? kann unangehebr. Oder ist das schließende Zeichen ein geschwänztes n = en? 668 & sp zu ander zugefügt 670 [wiltred] dienet [und dabeyr] [daheyr welt] 673 in [landsstädten]

dianten etwa acht Tage über gepielet. Denn da wollen die Kinder alle comedie spielen, und hanget ihnen das starrenwerck so sehr an, daß sie fast darüber ihrer schule und andren thuns vergeßen.

Ich will iezo von der einreißenden Gottes-Vergeßenheit und fremden lastern nichts gedenken: nur dieses ist gewiß, daß wo wir also fortfahren, weder aufrichtigkeit noch verstand, weder wissenschafften noch berebsamkeit, weder tapferkeit noch muth bey uns anders als gebort oder gemacht übrig bleiben werde. So ist auch nicht zu zweifeln, wenn es also fortgehset, daß herrliche ingenia von uns, die wir nichts als was fremdb verehren, weg und zu den fremden gehen werden, da man sie zu unterschreiben und zu belohnen weiß. Alles wird bey uns gleichsam die Flügel finden lassen, zu belohnen wird die hoffnung der Verbeßerung, welche hoher gemüther einiges haben ist, vollends verlieren, und nachdem man kürzlich mehr mit blinden eifer als reiffen verstand und tapfern muth gegen die ausländer vergebens getobet, nun zu dem andern übertritt oder extremo fallen, und nunmehr gleichsam aus verzweiflung sich drein ergeben, an die ausländer hergen, auf des Vaterlands wohlfarth und ruhm zu gedenken aufzöhren, und nur dahin trachten, wie man sich auch mit gemeinen verberben nur leidlich hinbringe. Dadurch dann mit der hoffnung alle tugend und das edle feuer so die gemüther treibet, verleschen wird. Wie köndte man der uns drohenden Dienßbarkeit nachdrucklichere zeichen finden? Dahin gegen uns bey denen Wöldtern, deren glück und hoffnung der tugend, die siebe des Vaterlandes, die ehre der Nation, die belohnung der tugend, ein gleichsam erlauchter verstand und dabeyr fließende Sprachrichtigkeit sogar bis auf den gemeinen Man herabgestiegen und fast durchgehend bis sich spüren lassen.

Wenn nun die Teutsche tugend dergestalt in der aschen liegen solte, daß auch keine glimmende funcken mehr übrig blieben weren, so würde dieses, was ich bisheyr nicht ohne gemüths bewegung ausgeschüttet, nicht nur vergebens, sondern schädlich seyn. Denn wozu dienets, daß man unsre wunden aufdecke, wann sie unheilbar seyn, oder auch von den schwarzen luft verschimmert werden können? Aber Gott lob, unser unglück ist noch nicht bis auf die höchste stoffel gestiegen. Ohng ißts, daß uns die augen geöffnet worden; es ist noch hoffnung bey dem Branden, so lange er schmerzen sühet; und wer weiß warum uns Gott geküchtiget, dessen väterliche stuthe wohl gemeinet, wenn wir uns nur selbst die beßerung nicht unmöglich machen. Und weil aus obstehenden soviel er-

674 [sic alle] die 676 ihrer [gebeß und schulte und alles] 677 [daß nun darüber was noch von rechtigkeit von Gottes th] Ich will [dem] ; der: einreißenden [Athasmo] Gottes-Vergeßenheit 681 übrig [seyn] begeben sp 682 [alle] herrliche 688 nun bis und sp 689/90 sich bis hergen sp 691 dabist [dencken] 695 [staben] bey denen [Nationen] der hoffnung sp tugend [und edle gemüthslegung verleschen wird] 696 [die verbeßerung der Sprache, die erhöhung der] erlauchter] 698 herabgestiegen [der gleichsam] und (sp) fast (sp) durchgehends [regierter] sich hütern läßt [k aus lassen] 699 [Was ich nun hier in ether hütze ausgepostet, ausgeschüttet] Wenn 701 [irridis] nicht 705 [und es ist noch viel zu fröhe an des Vaterlands wohlfarth verzapffeln wollen] Ohng 708 [so lange] wohl gemeinet [als vor] [wann wir uns nur nicht selbst den weg der hoffnung der beßerung beschmeit wollen undientlich] [damit ich nun gleichwohl die niedergetschlagen]

scheinet, das vor allen dingen die gemüthlicher aufgemuntert und der verstand <sup>710</sup> erwecket werden müsse, als der aller tugend und tapferkeit seele ist; so were dieß meine unborgreiffliche Meinung, es solten einige wohlmeinende Personen zusammen treten und unter höhern schutz eine Teutschgesinnte Gesellschaft stiften, deren absehen auf alle desß jenige gerichtet seyn sollte, so den Teutschen ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten könne. <sup>715</sup> Und solches zwar in denen dingen, so Verstand, geschicklichkeit und bediamkeit einiger maßen betreffen können, und dieweil solches alles vornehmlich in der Sprache erscheinet, als welche ist eine dolmetscherin des gemüths und eine behalterin der wissenschaft, so würde unter andern auch dahin zu trachten seyn, wie allershand nachdenckliche, nützliche, auch annehmliche <sup>720</sup> Kernschriften in Teutscher Sprache verfertigt werden möchten, damit der lauff der barbarey gehämmet und die in den tag hinein schreiben, beschömet werden mögen. Weil auch viele nur desß wegen übel schreiben, dieweil sie der rechten schreibenkunst nicht betrichtet und eigentlich zwischen gutthen und schlechten buchern nicht wohl zu unterscheiden gewußt, zumahl <sup>725</sup> sie sehen, daß mancher leser so wenig was guth oder übel geschrieben, zu unterscheiden als das hühn die perl vor einem gerstenkorn zu schätzen weiß; so würde sowohl den schreibenden verhoffentlich dadurch ein leicht angezündet als den lesenden die augen geöffnet werden. Da man mit dergestalt in kurzer zeit die wohl herrlicher Teutscher schriften haben sollte, <sup>730</sup> so bin ich versichert, daß gar bald die hof- und weltleute, auch das frauenzimmer selbst, und was nur sinreich und wißensbegierig, eine große freude daran haben würden. Dieß wird denen gemüthern gleichsam ein neues leben eingießen, in gesellschaften, auch unter reisegesetzten und bey briefwechselung angenehme und nützliche Materi an die hand geben, <sup>735</sup> und nicht nur zu einer löblichen zeitverkürzung, sondern auch zu einer öfnung des Verstandes, zeitigung der bey uns sonst gar zu spät lernenden jugend, aufmunterung des Teutschen Mutths, ausmusterung des frembden offenercks, erfündung eigner bequämlichkeit, außbreitung und vermehrung der Wißenschaften, aufnehmen und beforderung der rechten gelehrten und <sup>740</sup> tugendhaftesten Personen, und mit einem Worth zum ruhm und wohlsahrt Teutscher nation gereichen. Ende. NB. Die Umstände, art und weise dieser gesellschaft sollen absonderlich beschriben werden.

gemüthlicher in etwas wieder aufrichte, will ich kürzlich einige ursachen anführen, so bey mir kürzlich grung, die sursch in hoffnung zu verhandeln) wenn <sup>709</sup> [at den] obliegenden <sup>713</sup> Besorgen [so werden] und bis schuß <sup>sp</sup> <sup>714</sup> absehen [were auf alle] <sup>715</sup> so [was den Teutschen in den dingen so wir so gehöret den Ruhm der Teutschen erhalten und da er wieder Verstand geschicklichkeit und sprache beehilffsamkeit angehet] auch [in denen dingen da es etwas wiedererget] <sup>717</sup> die- weil [die sprache ein] <sup>719</sup> [verhandels] gemüths <sup>sp</sup> [geschicktheit] wißenschaft <sup>sp</sup> [und] so <sup>722</sup> und [dann] die <sup>722/23</sup> beschämet [abgeraget und dann so eines besseren sähig seyn, ein licht angezündet werden möge] <sup>724</sup> sie <sup>sp</sup> und [stärker] <sup>729</sup> als <sup>bis</sup> geöffnet <sup>sp</sup> <sup>731</sup> [allehand sinreich und] die <sup>733</sup> [mit d.] würden. [Dieß wirdt in allen Verhältnissen] Dieß <sup>734</sup> [leben und] eingießen [und auf triven] in gesellschaften <sup>736</sup> [Zettfürung] zu <sup>739</sup> [moder und] bequämlichkeit [beförderung] vermehrung <sup>740</sup> rechten <sup>sp</sup> <sup>740/41</sup> und <sup>bis</sup> Personen <sup>sp</sup> <sup>741</sup> [wohlsahrt] wohlsahrt <sup>744</sup> NB <sup>bis</sup> werden <sup>sp</sup> am <sup>Fuße</sup> der <sup>Seite</sup>.